

**Unverkäufliche Leseprobe**



**Jörg Baberowski**  
**Der sterbliche Gott**  
Macht und Herrschaft im Zarenreich

2024. 1370 S., mit 55 Abbildungen und 2 Karten  
ISBN 978-3-406-71420-7

Weitere Informationen finden Sie hier:  
<https://www.chbeck.de/20530830>

© Verlag C.H.Beck oHG, München  
Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt.  
Sie können gerne darauf verlinken.

Jörg Baberowski

DER STERBLICHE GOTT



---

Edition der  
Carl Friedrich von Siemens  
Stiftung

Jörg Baberowski

---

DER STERBLICHE GOTT

Macht und Herrschaft im Zarenreich

---

C.H.Beck

Mit 55 Abbildungen und zwei Karten von Peter Palm, Berlin

© Verlag C.H.Beck oHG, München 2024

Alle urheberrechtlichen Nutzungsrechte bleiben vorbehalten.

Der Verlag behält sich auch das Recht vor, Vervielfältigungen dieses Werks  
zum Zwecke des Text and Data Mining vorzunehmen.

[www.chbeck.de](http://www.chbeck.de)

Umschlaggestaltung: Kunst oder Reklame, München

Umschlagabbildung: Winterpalais in St. Petersburg, Aquarell von  
Wassili Semionowitsch Sadownikow, 1851; © akg-images

Satz: Janß GmbH, Pfungstadt

Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Gedruckt auf säurefreiem und alterungsbeständigem Papier

Printed in Germany

ISBN 978 3 406 71420 7



verantwortungsbewusst produziert

[www.chbeck.de/nachhaltig](http://www.chbeck.de/nachhaltig)

*Für Dietrich Beyrau*



«Was wir denken, ist *nachgedacht*, was wir empfinden,  
ist chaotisch, was wir sind, ist unklar. Wir brauchen uns nicht  
zu schämen, aber wir *sind* auch nichts und wir verdienen  
nichts als das Chaos.»

(Thomas Bernhard, Der Wahrheit auf der Spur,  
Berlin 2011, S. 70)

«Geschichtliche Ereignisse als solche enthalten nicht den  
mindesten Hinweis auf einen umfassenden, letzten Sinn.  
Die Geschichte hat kein letztes Ergebnis. Eine Lösung ihres  
Problems aus ihr selbst hat es nie gegeben und wird es nie  
geben, denn die menschliche Geschichtserfahrung ist eine  
Erfahrung dauernden Scheiterns ... Die Welt ist noch dieselbe  
wie zu Zeiten Alarichs; nur unsere Mittel der Vergewaltigung  
und Zerstörung – wie auch des Wiederaufbaus –  
sind beträchtlich vollkommener geworden.»

(Karl Löwith, Weltgeschichte und Heilserwartung.  
Die theologischen Voraussetzungen der Geschichtsphilosophie,  
Stuttgart 2004, S. 205)



## INHALT

I. DER STERBLICHE GOTT . . . . .	11
II. TYRANNEN UND REFORMER . . . . .	27
1. Die Selbstherrschaft	27
2. Herren und Knechte	58
3. Die verhinderte Emanzipation	73
III. KRITIK UND KRISE . . . . .	105
1. Tauwetter	105
2. Väter und Kinder	156
3. Propagandisten und Terroristen	184
4. Die Diktatur des Herzens	247
5. Die Ermordung Alexanders II.	275
6. Alexander III. und die Wiederherstellung der Selbstherrschaft	289
IV. KRISE UND KRITIK . . . . .	347
1. Im Dickicht der Städte	347
2. Das Dorf in der Stadt	374
3. Imperium auf Schienen	403
4. Zentrum und Peripherie	419
5. Juden und Antisemiten	477
6. Herrschaft als Improvisation	518
V. RISSE IM FUNDAMENT . . . . .	547
1. Die Hungersnot	547
2. Was tun? Gesellschaft in Bewegung	570
3. Das Volk und seine Interpreten	591

4. Agitatoren und Revolutionäre	603
5. Lenin oder der Wille zur Macht	615
6. Der fürsorgliche Staat	626
7. Schule der Revolution: Die Universitäten	643
8. Autokratie ohne Selbstherrscher	659
VI. RUSSLAND IM AUFRUHR . . . . .	713
1. Augenblicke der Macht	713
2. Der russisch-japanische Krieg	725
3. Die Opposition erwacht	755
4. Erstes Blut: 9. Januar 1905	778
5. Die Ordnung zerfällt	812
6. Nikolai II. und die liberale Opposition	850
7. Das Wunder von Portsmouth	882
8. Das Oktobermanifest	897
9. Die Entfesselung der Gewalt	943
10. Reform oder Repression?	987
11. Improvisierter Terror: Die Staatsmacht schlägt zurück	1014
12. Die Selbstbeschränkung der Herrschaft	1048
13. Stolypin	1068
VII. EPILOG . . . . .	1107
ANHANG . . . . .	1129
Anmerkungen	1131
Literaturverzeichnis	1264
Bildnachweis	1340
Personenverzeichnis	1342
Personenregister	1357

## DER STERBLICHE GOTT

«Hast Du vergessen, daß Ruhe und sogar der Tod dem Menschen lieber sind als die freie Wahl im Wissen von Gut und Böse? Wir haben Deine Opfertat korrigiert und sie auf Wunder, Geheimnis und Autorität gegründet. Und die Menschen haben sich gefreut, daß sie wieder geführt wurden wie eine Herde ... Warum also bist Du gekommen, uns zu stören?»

(Fjodor Dostojewski, Die Brüder Karamasow. Neu übersetzt von Swetlana Geier, Frankfurt am Main 2015, 5. Aufl., S. 410, 414)

«Nichts erscheint erstaunlicher bei der philosophischen Betrachtung menschlicher Angelegenheiten», schrieb einst David Hume, «als die Leichtigkeit, mit der die Vielen von Wenigen regiert werden und die stillschweigende Unterwerfung, mit der Menschen ihre eigenen Gesinnungen und Leidenschaften denen ihrer Herrscher unterordnen.»<sup>1</sup> Aber kaum weniger erstaunlich ist die Leichtigkeit, mit der scheinbar stabile Machtverhältnisse von wenigen Menschen erschüttert und beseitigt werden. Offenbar ist Macht kein Ding, das feste Formen annimmt, nicht etwas, was man besitzen und behalten kann. Aber was ist sie dann? Sie ist das, was Menschen aus ihr machen. Macht ist allgegenwärtig, sie ist überall, wo Menschen einander begegnen und miteinander zurechtkommen müssen. Immerzu entscheidet oder gehorcht irgend jemand, ganz gleich, ob man an Hierarchien Gefallen findet oder nicht. Es gibt keine machtfreien Räume, nicht einmal dort, wo auf den ersten Blick kein Zwang zu spüren ist.<sup>2</sup>

Die Macht gehört zur Grundbedingung menschlicher Existenz, sie ist weder gut noch böse. Sie ist das, was geschieht, wenn Menschen handeln. Dennoch ist die eigentliche Zeit der Macht nicht der Moment, in dem etwas geschieht, sondern die Reflexion darüber, was im nächsten Augenblick geschehen könnte. Denn was heute gewiß scheint, kann morgen schon in Frage stehen, und deshalb muß man darauf vertrauen, daß alles

so kommt, wie man es erwartet. Jeder weiß, daß sich die Verhältnisse jederzeit ändern können, daß man mit dem Ernstfall stets rechnen muß. Die Fragilität von Machtverhältnissen ergibt sich aus der Einsicht, daß Menschen verletzungsmächtig und verletzungsoffen sind. Jeder kann töten, jedem kann das Leben genommen werden, und jeder weiß es. Auch der Mächtigste muß einmal schlafen, und selbst der Schwächste kann den Stärksten zu Fall bringen, wenn er listig genug ist, seine eigentlichen Absichten zu verbergen. Die Sorge um die eigene Existenz, die Furcht der Menschen voreinander, gehören zum Leben. «Zusammenleben heißt stets auch sich fürchten und sich schützen», wie der Soziologe Heinrich Popitz schreibt. Warum sonst umgeben sich Menschen mit Mauern, verschließen ihre Wohnungen und statten sich mit Waffen aus?<sup>3</sup> Thomas Hobbes hat auf diese Frage eine ernüchternd erhellende Antwort gegeben: Die Menschen hätten am Leben keine Freude, «wenn es keine Macht gibt, die dazu in der Lage ist, sie alle einzuschüchtern.»<sup>4</sup> Es gibt also auch ein Interesse daran, zu gehorchen und sich dem Willen anderer zu beugen. Man unterwirft sich, weil man sich nicht selbst um alles kümmern kann und die Sorge um die eigene Sicherheit in den Händen derer wissen will, die sich darauf verstehen, Ordnung zu schaffen. Wer nicht die Macht hat, Schutz zu gewähren, sagt Hobbes, kann auch keinen Gehorsam verlangen. Die Verbindung von Schutz und Gehorsam ist der Grund, auf dem dauerhafte Machtverhältnisse wachsen. Das ist wohl auch der Grund dafür, daß Menschen selbst dann gehorchen, wenn sie jenen, denen sie unterworfen sind, die Anerkennung verweigern. Jede Ordnung ist besser als keine. Furcht allein begründet noch kein Abhängigkeitsverhältnis.<sup>5</sup>

Sobald Menschen von selbst verrichten, was sie tun sollen, entstehen dauerhafte Machtbeziehungen. Jeder trägt die Macht nun mit sich selbst herum, aus Fremd- wird Selbstzwang, aus einer «Hier-und-Jetzt-Fügsamkeit», wie Popitz sagt, eine «Immer-wenn-dann-Fügsamkeit.»<sup>6</sup> Über sporadische Macht kommt erst hinaus, wem es gelingt, die Ausübung von Macht auf wiederholbare Situationen zu beziehen. Der Unterworfene muß wissen, daß sein Handeln in bestimmten Situationen immer wieder mit gleichen Sanktionen belegt wird. Dann werden sich in gleichartigen Situationen auch gleichartige Verhaltensweisen dauerhaft durchsetzen. Wer immer wieder vor den Herren den Hut zieht, hat verinnerlicht, worauf es ankommt. Niemand braucht jetzt noch einen Polizisten, der

darauf verweist, was in Gegenwart der Herrschaft aufzuführen ist. Der Aufwand, den die Mächtigen zur Steuerung des Verhaltens betreiben, verringert sich, weil schon niemand mehr die Instrumente herzeigen muß, mit denen der Gehorsam notfalls erzwungen werden kann. Entscheidungen werden nicht mehr von Fall zu Fall getroffen, denn alle wissen, was in ihrem Handlungsfeld geboten ist. Machtfunktionen können nun delegiert werden: durch stellvertretendes Handeln, das durch die Vergabe von Privilegien belohnt wird. Nun verlängert sich die Abhängigkeitskette, das Verhalten wird normiert. Die Machthaber sparen Zeit, weil sie nicht mehr selbst anwesend sein müssen, um zu erzwingen, was sie von anderen erwarten. Das ist der Moment, in dem sich Macht in Herrschaft verwandelt.

Herrschaft ist institutionalisierte Macht, sie ist nicht länger an die Person gebunden, die sie verkörpert, sie verbindet sich vielmehr mit Funktionen und Rollen, sie orientiert sich an Verfahren und Ritualen. Herrschaft ist entpersonalisierte und formalisierte Macht. Sie ist Macht, die feste Formen annimmt, weil unzweifelhaft geworden ist, daß diejenigen, die regieren, nicht nur die Mittel, sondern auch ein Anrecht darauf haben, Zwang auszuüben.<sup>7</sup> Staaten erweisen ihre Überlebensfähigkeit, indem sie Gewalt in Kraft, in produktive Machtverhältnisse verwandeln. Unter solchen Voraussetzungen können Systeme auch dann überdauern, wenn Machthaber sterben oder ihre Stellvertreter ausgewechselt werden. Am Anfang aller Herrschaftsverhältnisse stehen nicht das Recht und die Gesellschaft, nicht Vertrag und Übereinkunft, wie Jacob Burckhardt sagt, sondern der Staat. Denn wie könnte der Streit um die richtige Beschaffenheit der Ordnung entschieden werden, wenn niemand imstande wäre, ihn zu beenden? In Wahrheit hätten die Philosophen des Vertrages, vor allem Rousseau, gar nicht zeigen wollen, was der Ursprung des Staates gewesen sei, sondern wie er beschaffen sein müßte, um ihren eigenen Vorlieben zu genügen. Was haben die Herren schon mit Verträgen zu schaffen?<sup>8</sup> «Auctoritas, non veritas facit legem – Autorität, nicht Wahrheit macht das Gesetz», schrieb deshalb Carl Schmitt.<sup>9</sup>

Alle Staaten wurden auf Gewalt und Unterwerfung gegründet, nicht auf Recht und Gesetz. Vom Selbstbild des modernen Staates, von den mythischen Erzählungen, die den Staat als den Vollstrecker des Zivilisationsprozesses und des Fortschritts, als den Garanten des Friedens unter den Menschen präsentieren, solle man sich nicht täuschen lassen, warnt der

Politikwissenschaftler James Scott. Für viele Menschen sei er in fernen Zeiten keine Konstante, sondern eine Variable gewesen, für viele ein Instrument der Unterdrückung und Repression. Aber wer weiß schon von seinen Anfängen? Mit der Zeit verblaßt die Erinnerung an den blutigen Gründungsakt, an Unterwerfung und Repression. Was in grauer Vorzeit gestohlen wurde, wird nicht mehr zurückgefordert, weil sich der Schleier des Rechts und der Tradition über die Gewalt gelegt hat.

Herrschaft beruht auf kollektiver Amnesie, die Verbrechen der Vergangenheit werden zu treuen Weggefährten, wie der britische Soziologe Terry Eagleton sagt. Nun schieben sich blumige Rechtfertigungen in den Vordergrund. Der Staat wird als eine Einrichtung vorgestellt, die auf die Welt kam, um ungeordnetes Leben der Herrschaft des Rechts zu unterwerfen. Man sagt nun, der Staat sei durch Vertrag in die Welt gekommen, durch Tradition geheiligt oder von der Geschichte mit einer Mission beauftragt worden. Wenn der Staat seine Machtfülle entfalten will, muß er sich in ein Kunstwerk verwandeln. Denn Traditionen wirken ohne Begründungen, sie beziehen ihre Geltung aus Gefühl und Gewohnheit. Das Volk braucht Trost und Zuversicht, es braucht den Mythos, nicht die Wahrheit.<sup>10</sup> Denn niemand soll der Lüge auf die Spur kommen. Von Generation zu Generation wird die Erzählung vom Staat und seinen Frieden stiftenden Funktionen weitergegeben, bis niemand die Ursprungslüge mehr durchschaut und niemand sie mehr in Frage stellt. Jede Beschwörung von Gemeinschaft ruht auf dem Fundament der Lüge. Sie soll aus einem Haufen von Menschen eine hierarchisch gegliederte Vereinigung Gleichgesinnter machen, die geboren wurden, um zu gehorchen. Man muß den Menschen einreden, daß sie Brüder füreinander seien, daß es der Zweck des Staates sei, daß die einen gehorchen und die anderen befehlen, wie Platon Sokrates sagen läßt.<sup>11</sup> Jeder Befehl beruft sich nun auf den Souverän, den sterblichen Gott, dessen Existenz durch Vertrag geheiligt ist. Erst jetzt erweist sich, daß der Staat ein ewiges Anrecht darauf hat, Steuern und Rekruten zu fordern und Loyalität von jedermann zu verlangen.

Die Tyrannen aber sind ebenso unfrei wie die Untertanen, die sie bedrücken, weil ihre Untaten sie keinen ruhigen Schlaf finden lassen. Stets auf der Hut, eilen sie von einer Schandtats zur nächsten, weil sie niemandem trauen können. Macht, die auf sich hinweisen muß, ist schwach und gefährdet, das Leben der Herren wie der Untertanen stets in Gefahr.

Herrschaft, die von Recht und geregelter Verfahren strukturiert wird, staltet hingegen auch das Leben der Fürsten und Könige mit Erwartungssicherheit aus. Sobald sich Rechtsregeln in die gesellschaftliche Ordnung integrieren und Orientierung schaffen, werden Machtbeziehungen für alle Beteiligten berechenbar.<sup>12</sup> Die Repräsentanten der Herrschaft strahlen nun eine überindividuelle Aura aus: durch Kleidung, Sprache, Mimik und Rituale, die jedermann zu Bewußtsein bringen, daß die Macht durch sie und ihre Handlungen hindurchspricht und daß durch Tradition geheiligt ist, was sie tun.<sup>13</sup> Die Verstetigung von Herrschaft durch Repräsentation sichert nicht nur das Überleben des Souveräns, sie wirkt auch traditionsbildend. Was immer der Anfang eines Herrschaftsverhältnisses gewesen sein mag: Übereinkunft, Unterwerfung, Versklavung – am Ende zählt nur, daß institutionalisierte Macht Ordnungssicherheit schafft, die Lebensführung regelt und Rechtfertigungen präsentiert, die für glaubhaft gehalten werden können.

Sobald sich die staatliche Monopolisierung von Zwangsmitteln durchgesetzt hat, verwandelt sich körperliche in latente Gewalt, in souveräne Herrschaft. Souveräne Herrschaft verfügt über das Vermögen, sich selbst zu beschränken, weil sie nicht mehr unter dem Zwang steht, sich ununterbrochen selbst behaupten zu müssen. Sie leistet sich den Luxus, die Zügel zu lockern, moralischen Überlegungen und rationalen Argumenten Raum zu geben und das Zusammenleben in eine vernünftige, rechtliche Form zu gießen.<sup>14</sup> Die Herrscher können auf Drohungen verzichten, wenn sich Befehle und Sanktionen mit Traditionen aufladen und Ungehorsam als Verstoß gegen Recht und gute Sitten wahrgenommen wird. Herrschaft, die gesichert ist, macht also die freiwillige Abrichtung der Untertanen zu ihrer effektivsten Waffe. So trägt jeder den Herrn in sich und ist zugleich sein eigener Knecht. Mit Hegel könnte man auch sagen: «Was der Knecht thut, ist eigentlich Thun des Herrn.»<sup>15</sup>

Macht hat, wer warten kann. Dauerhafte Machtbeziehungen entfalten sich erst, wenn Außenstehende vom Machtzentrum und von seinen bürokratischen Filialen abhängig werden und um Gunstbeweise buhlen. Gesichert sind sie, wenn die Machtordnung innerlich anerkannt, der Legitimation der Ordnungstifter Glauben geschenkt wird. Solche Anerkennung hängt von der Fähigkeit der Mächtigen ab, Ordnung zu stiften. Ordnung aber, und das heißt Erwartungssicherheit oder Regelvertrauen, herrscht erst, wenn alle Beteiligten wissen, was geboten ist und was nicht,

womit sie rechnen können und was sie tun müssen, um sich Vorteile zu verschaffen oder Belohnungen zu sichern. Das gelingt nur, wenn sich soziale Beziehungen von lokalen Kontexten lösen, also überall gilt, was versprochen worden ist.<sup>16</sup> Regelvertrauen entsteht nur, wenn soziales Handeln auch dann vorhersehbar ist, wenn jene, die Entscheidungen treffen, unbekannt sind. Die Bürokratie entwickle ihre Effizienz dort um so «vollkommener», sagt Max Weber, je mehr sie sich «entmenschlicht», je mehr sie sich in ihrem Handeln von Gefühlen löst.<sup>17</sup>

Überall und zu jeder Zeit kommt den Verhältnissen, in denen sich die Unterworfenen eingerichtet haben, ein eigener Ordnungswert zu, ganz gleich, wie sie beschaffen sind, ob man sich ihnen freiwillig fügt oder gezwungen wird. Denn auch die anderen müssen tun, was einem selbst abverlangt wird. Ordnungssicherheit verbessert die Lebensqualität, selbst dann, wenn die Bürokratie in seelenloser Routine systematisch lebensfremde und unsinnige Verordnungen vollstreckt und ihre Beamten, durch Korpsgeist vereint, jeden Sinn für individuelle Verantwortung vermissen lassen. Jeder kann sich mehr oder weniger mit den Verhältnissen arrangieren und Vorkehrungen für ein gutes Leben treffen.<sup>18</sup> Die meisten Menschen haben ein Interesse daran zu gehorchen, weil eindeutige Machtverhältnisse sie von Entscheidungszwängen entlasten, denen sie unterworfen wären, wenn sie für ihre Lebensführung selbst Verantwortung tragen müssten. Sie müssten Informationen auswählen, interpretieren und verarbeiten. Dafür aber sind sie in der modernen, bürokratisch strukturierten Welt nicht gerüstet, und deshalb teilen sie sich die Verarbeitung von Informationen. Wie viele Menschen brechen im Laufe ihres Lebens innerlich mit der politischen Ordnung und ihren Repräsentanten, und wie viele Menschen ziehen es dennoch vor, sich gehorsam ins Unvermeidliche zu fügen, weil sie ihre Existenz nicht aufs Spiel setzen wollen und weil sie fürchten, die Revolte könne ihnen am Ende größeren Schaden zufügen als der Regierung, deren Befehlen sie sich widerwillig beugen?<sup>19</sup>

In solcher Abhängigkeit entstehen dauerhafte Autoritätsbindungen: die Anerkennung von Überlegenheit und das Verlangen, vom Überlegenen selbst anerkannt zu werden. Die Autoritätsbindung aber vollzieht sich an den Orten, an denen Menschen zu Hause sind. Denn der Mensch ist nicht körperlose Vernunft, er ist mit anderen Menschen und mit der Überlieferung in der Welt, in die sein Leben geworfen ist. Die Freiheit hat einen Ort und eine Zeit, sie ist gebunden an die Lebenswelt, in der sie sich

verwirklicht. Sein eigener Herr kann deshalb nur sein, wer empfindet, daß sich alles, was verordnet wird, im gleichmäßigen Strom des täglichen Lebensvollzuges bewegt, wer spürt, daß die eigene Existenz Anerkennung im Anderen findet. Wer verstehen will, was Herrschaft ist und wie sie empfunden wird, muß sich an den historischen Ort begeben, an dem sie spürbar wird.<sup>20</sup>

Die Menschen beugen ihre Knie nicht nur aus Angst, sondern auch deshalb, weil sie die Autorität derer, die über sie herrschen, anerkennen. Autorität erwachse nicht aus dem Gehorsam, so Hans-Georg Gadamer, sondern aus der Erkenntnis. «So ist die Anerkennung von Autorität immer mit dem Gedanken verbunden, daß das, was die Autorität sagt, nicht unvernünftige Willkür ist, sondern im Prinzip eingesehen werden kann.»<sup>21</sup> Im politischen Raum ist Macht darauf angewiesen, sich durch Hinweise auf ihre Rechtmäßigkeit zu legitimieren und sich mit Autorität auszustatten. Wer gehorchen muß, möchte glauben, daß es gute Gründe für seine Unterwerfung gibt. Herrscher, die erklärten, sie seien an der Macht, weil sie könnten, was sie wollten, brächten sich um ihre Legitimation. Es reicht nicht, nur mitzuteilen, daß Macht behauptet sei, weil man sie behaupten wolle und könne. Mythos und Herrschaft müssen auf eine Weise in einer Erzählung miteinander verbunden werden, daß sich die Unterworfenen in ihr wiederfinden können. Wer seine Machtansprüche hinter einer plausiblen Geschichte verbirgt, stiftet Tradition und kann durch Autorität erreichen, was Despoten, die sich auf die Kraft des Immer-schon-so-Gewesenen nicht verlassen können, erzwingen müssen. Sobald Macht sich in Kultur verwandelt, erkennen die Menschen die Instrumente gar nicht mehr, die sie einst in die Unterwerfung gezwungen haben, weil sie hinter den Fassaden der Repräsentation verschwunden sind. Die Kultur ist ein Medium der Macht, weil sie persönliche Autorität in weiche Gewänder hüllt. Irgendwann hält man es für selbstverständlich, daß Herrschaft auf solche und keine andere Weise übertragen wird.

Wer Autorität hat, kann auf Gewalt verzichten und ohne Waffen erzwingen, was er will. Gewalt ist laut, Autorität leise, weil der Abhängige die Perspektiven der Autorität übernimmt und sich in ihrem Licht beurteilt. Richard Sennett spricht von der Autorität als einem Versuch, Machtverhältnisse zu interpretieren. «Im Alltag ist Autorität kein Ding. Sie ist ein Interpretationsvorgang, der die Festigkeit eines Dinges anstrebt.»<sup>22</sup> Autorität ist innerlich akzeptierte Abhängigkeit, sie ist Ansehensmacht.

Solange niemand imstande ist, sie herauszufordern, muß sie nicht auf sich verweisen, um zu wirken. In diesem Sinn ist Autorität zwar Ausdruck eines Ungleichgewichts, weil der eine anerkannt wird und der andere sich unterwirft. Sie beruht aber weder auf Gewalt noch auf der Kraft des Arguments, sondern allein auf der freiwilligen Anerkennung von Überlegenheit.<sup>23</sup>

Autoritätsbindungen entstehen und vergehen, und es hängt von den Leistungen ab, die jemand erbringt, ob man ihm folgt. Wer in einer rechtlich befriedeten Umgebung zu Hause ist, wird sich Heerführern und Gewalttätern wahrscheinlich nicht freiwillig unterwerfen, weil die meisten Menschen Ordnungs- und Erwartungssicherheit nicht aufs Spiel setzen wollen. Menschen, die auf dem Schlachtfeld zurechtkommen müssen, werden anderen Gefolgschaftsbindungen den Vorzug geben. «Ein fähiger Heerführer», so Hobbes, «ist zur Zeit eines herrschenden oder drohenden Krieges sehr teuer, im Frieden jedoch nicht. Ein gelehrter und unbestechlicher Richter ist in Friedenszeiten von hohem Wert, dagegen nicht im Krieg.»<sup>24</sup> Und dennoch gibt es keine Ordnung, die nicht auch auf Autorität beruhte. Wo Ordnungen in Gefahr sind, ist Autorität überhaupt die letzte Ressource, auf die sich der Frieden noch berufen kann: die Autorität des Königs, des Demagogen, des Retters oder Diktators, die kompensiert, was die Institutionen nicht mehr leisten. Anders gesagt: Macht gründet sich auf Versprechen oder Drohungen, Autorität auf Bewährung in der Vergangenheit. Man weiß, was jemand zu leisten imstande ist, und deshalb erkennt man seine Überlegenheit an. Autorität ist Macht, die aufgrund von Kompetenzen ausgeübt wird.<sup>25</sup>

Vor dem Richterstuhl der Vernunft aber kann alles in Frage gestellt werden, auch der Herrschaftsanspruch des Staates. Seit sich die Menschen von der Allmacht göttlicher Ordnungen befreit haben, sind sie nur noch mit sich selbst befaßt. Sie wissen um den menschlichen Grund, um die Machbarkeit der Macht, um ihre Fragilität und Begründungspflicht. Je mehr die Zweifel wachsen, desto stärker wird das Bedürfnis, Befehl und Gehorsam in einen Sinnzusammenhang zu bringen, der verstanden werden kann. «Die moderne Welt beginnt dort», so Odo Marquard, «wo der Mensch methodisch aus seinen Traditionen heraustritt.»<sup>26</sup> Nun läßt sich Herrschaft nicht mehr durch die Beharrungskraft dessen, was einfach da ist, legitimieren. Legitimität wird durch Argumente, Zustimmung und

Beifall erzeugt, und Macht hat, wer die Tatsachen widerlegen kann. Die Götterbilder mögen noch so vortrefflich sein, Christus und Maria so würdig wie nie dargestellt sein, wie Hegel sagt, «es hilft nichts, unser Knie beugen wir doch nicht mehr.»<sup>27</sup> Der moderne Staat ist ein Menschenwerk, das sich auf die «legitimen Fundamente göttlichen Rechts», so Carl Schmitt, nicht mehr berufen könne, seit die Aufklärung alle Geltung vor den Richterstuhl der Vernunft gebracht habe. Als neutrale Gesetzesmaschine, der es nur noch auf den Gehorsam ankommt, aber nicht mehr darauf, was die Untertanen glauben oder meinen, verliere der Staat die Herrschaft über die Gedanken. Schon Hobbes hatte geschrieben, daß es den «sterblichen Gott, dem wir unter dem unsterblichen Gott unseren Frieden und Schutz verdanken», nichts angehe, was die Untertanen denken, glauben oder fühlen. Diese Selbstbeschränkung aber hat Konsequenzen, weil der Staat den Bürgern einen Raum zugesteht, zu dem er sich keinen Zugang mehr verschaffen kann. Dort ist der Mensch frei. Aber der freie Mensch, der sich seines Gottes entledigt hat, ist ohne Erklärung allein gelassen worden. Die Ungewißheit wird zu seiner eigentlichen Heimat.<sup>28</sup>

Der Tod Gottes erhebt den Menschen zum Maßstab seiner selbst. Denkbare wird nun zum Machbaren, alles kritisierbar, alles veränderbar. Nichts wird mehr unmittelbar empfunden, so wie die Gegenstände der Natur, die uns umgeben. Alles am Menschen ist Kritik und Deutung, Beweis und Beleg, nichts mehr versteht sich von selbst. Das naive Vertrauen darauf, daß die Welt vortrefflich eingerichtet worden sei, ist unwiederbringlich verloren. Wer immer den Staat in seine Hände bekommt, ist deshalb rechenschaftspflichtig, weil jeder weiß, daß der Staat eine äußerliche, entseelte Vorrichtung, ein abstraktes Normenwerk ist, das sich nicht mehr vergöttlichen läßt.<sup>29</sup> Und was von freien, vernunftbegabten Menschen in die Welt gesetzt worden ist, kann auch jederzeit in Frage gestellt werden. Herrschaft, gleich welcher Art, ist begründungspflichtig.

Der Leviathan ist sterblich. Aber erst aus der Neutralität des sterblichen Gottes kann die Gewissensfreiheit der Untertanen erwachsen und als Anspruch gegen jegliche Bevormundung formuliert werden. Wenn die Gehorsamspflicht gegenüber dem Staat nur noch an das rationale Interesse gebunden ist, sein eigenes Leben zu erhalten, kann sie auch jederzeit wieder aufgekündigt werden. Die Menschen wissen, daß sie die Schöpfer ihrer eigenen Freiheit sind und daß nichts mehr für die Ewig-

keit gemacht ist.<sup>30</sup> Jede Kritik behauptet, alles Recht auf ihrer Seite zu haben, und bisweilen erliegt sie auch der Versuchung, ihre Auslegung des Geschehens für allgemeinverbindlich zu erklären. Der Streit der Weltanschauungen läßt sich durch keinen neutralen Richter mehr entscheiden, der latente Bürgerkrieg ist das Schicksal aller Aufklärung. Aus diesem Dilemma gibt es keinen Ausweg. Mit ihm muß jede Gesetzesmaschine zurechtkommen. Man mag Gott durch die Geschichte ersetzen, um die Menschen von der Verantwortung für ihre Untaten zu entlasten, aber wer kann schon wissen, was die Geschichte will? Denn auch sie ist von Menschenhand gemacht und verlangt nach Auslegung und Deutung. Aus dieser Ambivalenz erwächst Unsicherheit. Es liegt im Wesen der Krise, schreibt Reinhart Koselleck, daß eine Entscheidung fällig, aber noch nicht gefallen ist und daß ungewiß ist, welche Entscheidung fallen wird. Es ist die Kritik, die die Krise hervorbringt, nicht umgekehrt.<sup>31</sup> Revolutionen sind nur die radikalste Konsequenz jenes Freiheitsdenkens, das aus der Ungewißheit und der Heillosigkeit der Welt kommt.

Solange Ordnungen nicht zu einer Frage werden, die auf eine Antwort wartet, bleibt die Welt stabil. Selbst Unzufriedenheit ist noch kein hinreichender Grund, um dem sterblichen Gott den Gehorsam aufzukündigen. Noch in der Stunde des Aufruhrs verrichten die meisten Menschen ihr Tagwerk, als sei überhaupt nichts geschehen. Die Anerkennung einer Ordnung beruht am Ende gar nicht auf politischen Überzeugungen, sie kann sich vielmehr an ihnen «vorbeientwickeln,» wie Popitz sagt.<sup>32</sup> Man kann also eine Ordnung aus vielerlei Gründen ablehnen und sich ihr dennoch fügen, weil ihr Ordnungswert im Alltagsleben evident geworden ist, weil die Verbindung von Schutz und Gehorsam der Grund ist, auf dem Herrschaft gedeiht. So ist es überall und zu allen Zeiten. Am Ende zählt für die meisten Menschen Ordnungssicherheit mehr als das Verlangen nach Freiheit und Selbstverwirklichung. Denn die Verschiebung der Grenzen, die den Raum des Erlaubten abstecken, ist mit Risiken für Leib und Leben verbunden. Deshalb warten die Unschlüssigen ab, was geschieht, ob sich die einen oder die anderen durchsetzen, bevor auch sie eine Entscheidung treffen. Jeder weiß, daß diejenigen, die entschlossen, organisiert und im Besitz der Kommunikationsinstrumente und Waffen sind, einen Vorteil gegenüber jenen haben, die in keiner organisierten Verbindung zueinander stehen. Ideen mögen die Herzen erwärmen und

die Leidenschaften entfachen. Aber nicht sie sind es, die über Sieg und Niederlage entscheiden, sondern der Wille und das Vermögen, Gelegenheiten zu ergreifen. Wäre allein das Leid der Menschen der Ursprung der Revolte, die Revolutionen dürften überhaupt kein Ende nehmen. «Eine zahlenmäßig kleine, aber durchorganisierte Gruppe von Menschen», so Hannah Arendt, «kann auf unabsehbare Zeiten große Reiche und zahllose Menschen beherrschen.»<sup>33</sup> Die Stunde der Revolte bricht erst an, wenn die Herren schwach und unentschlossen sind, wenn die innere Zersetzung des Staatsapparats so weit fortgeschritten ist, daß ein leichter Stoß genügt, um ihn zum Einsturz zu bringen. Und so kommt es, daß manche Regime überleben, obwohl sie Leid und Elend verursachen, und andere untergehen, obwohl es eigentlich keine guten Gründe dafür gibt. Selbst in seinen «soziologischsten Augenblicken», schreibt der amerikanische Historiker Crane Brinton, ist das revolutionäre Geschehen immer noch vom Zufall und seinen Möglichkeiten bestimmt.<sup>34</sup> Es sind Gelegenheiten, die Revolutionen machen.

Es ist das Schicksal aller Herrschaft, daß sich die Vereinheitlichung der Normen, ihre Kontrolle und Durchsetzung nur gegen Widerstand erreichen lassen. Denn alle Machtverhältnisse müssen mit der Unvorhersehbarkeit menschlichen Handelns zurechtkommen, damit, daß niemand weiß, was geschehen könnte, und deshalb ist Macht fragil und rechtfertigungsbedürftig. Auch der Mächtigste fürchtet sich vor dem Ungehorsam, denn er weiß nicht, ob sich in der Herde der Schafe nicht doch noch ein Wolf verborgen hält. «Die Tatsache, daß der Mensch zum Handeln im Sinne des Neuanfangs begabt ist», so Hannah Arendt, «kann daher nur heißen, daß er sich aller Absehbarkeit und Berechenbarkeit entzieht.»<sup>35</sup> Gott hat den Menschen gemacht, damit ein Anfang sei, wie Augustinus sagt. Mensch sein heißt, anfangen zu können, vom Anfang bestimmt zu sein. Das Geborensein ist die Grundbedingung menschlicher Existenz. Man wird in die Welt hineingeworfen und muß in ihr auf je eigene Weise zurechtkommen. Mit jedem neuen Menschen, der geboren wird, kommt potentiell Unvorgesehenes in die Welt. Anfangen zu können heißt, jederzeit alles anders machen zu können. «Sprechend und handelnd schalten wir uns in die Welt der Menschen ein, die existierte, bevor wir in sie geboren wurden, und diese Einschaltung ist wie eine zweite Geburt, in der wir die nackte Tatsache des Geborenseins bestätigen, gleichsam die Verantwortung dafür auf uns nehmen.»<sup>36</sup> Handeln

und neu anfangen sind in diesem Sinn ein und dasselbe. Diese Spontaneität des menschlichen Handelns ist der Ursprung aller Unberechenbarkeit, die menschliches Leben auszeichnet.

Und dennoch sind die Menschen nicht die Regisseure ihres Lebens. Was immer sie auch tun mögen: Sie sind Fäden in einem Gewebe, das sie nicht selbst gemacht haben und in das auch die Handlungsfäden all der anderen Menschen eingezogen sind, mit denen sie zurechtkommen müssen. Jede Handlung hat Folgen, die man bestenfalls berechnen, aber nicht bestimmen kann. «Das ursprüngliche Produkt des Handelns ist nicht die Realisierung vorgefaßter Ziele und Zwecke, sondern die von ihm ursprünglich gar nicht intendierten Geschichten, die sich ergeben, wenn bestimmte Ziele verfolgt werden, und die sich für den Handelnden selbst erst einmal wie nebensächliche Nebenprodukte seines Tuns darstellen mögen. Das, was von seinem Handeln schließlich in der Welt verbleibt, sind nicht die Impulse, die ihn selbst in Bewegung setzten, sondern die Geschichten, die er verursachte.»<sup>37</sup> Wer nein sagt oder rebelliert, wer durch sein Handeln das Alltagsleben aus dem Gleichgewicht bringt, erzeugt Zwänge, die sich auch auf das eigene Leben auswirken. Denn jeder Anspruch auf Selbstbestimmung stößt auf konkurrierende Ansprüche. Das Geschehen bringt sich erst aus der Pluralität und Unberechenbarkeit vieler Handlungen hervor. Handeln heißt, sich den Konsequenzen des eigenen Tuns aussetzen zu müssen, weil jedes Tun eine Antwort provoziert. «Handeln und Dulden gehören zusammen, das Dulden ist die Kehrseite des Handelns.»<sup>38</sup>

Wer lange an der Macht ist, wird bequem, weil Gewohnheit und Trägheit die Sinne betäuben. Der Gedanke, daß auch ihr Herrschaftsanspruch in Frage gestellt werden könnte, erscheint den Mächtigen vollkommen abwegig. Denn offenbar haben sich alle freiwillig in das System der Selbstabrichtung eingefügt. Worüber soll man sich also Sorgen machen? Aber dann geschieht plötzlich, womit niemand gerechnet hat: daß Wortmächtige Einspruch erheben, der Gehorsam verweigert und bestritten wird, was doch immer schon so gewesen war. Die Revolte ist wie das Wunder. Sowenig wie Gott das Weltall durch immerwährende Gesetze regiert, so wenig wird das Leben von immerwährendem Recht strukturiert. Es kommt der Tag, an dem das Unvorhergesehene geschieht und den Lauf des Lebens unterbricht, ein Geschehen, das vom Recht überhaupt nicht

erfaßt wird. Es unterbricht den Zusammenhang von Recht und Ordnung, auf den sich der Vernunftglaube beruft. Der Ausnahmefall ist der Zustand, der uns überhaupt erst verstehen läßt, auf welchen materiellen und technischen Voraussetzungen Ordnungen und ihre Normen beruhen.<sup>39</sup>

Nur tritt dieser Ausnahmefall gewöhnlich erst ein, wenn sich Gelegenheiten eröffnen, die Herrschaft nicht nur in Frage zu stellen, sondern auch herauszufordern. Die Revolte entsteht nicht im Moment der schlimmsten Unterdrückung und des größten Elends, sondern in jenem Moment, in dem sich der Handlungsraum öffnet und dehnt, wenn die Staatsgewalt von ihren Repressionsinstrumenten keinen rücksichtslosen Gebrauch mehr machen will oder kann, wenn der Unmut sich ungehindert Bahn bricht. Die Verhältnisse haben sich gebessert, aber allen scheint es so, als hätten sie sich verschlechtert, weil die Kritik sie in ein schlechtes Licht rückt. «Die Regierung, die durch eine Revolution vernichtet wird, ist fast stets besser als die unmittelbar voraufgegangene», schrieb einst Alexis de Tocqueville, «und die Erfahrung lehrt, daß der gefährlichste Augenblick für eine schlechte Regierung der ist, wo sie sich zu reformieren beginnt. Nur ein großes Genie vermag einen Fürsten zu retten, der es unternimmt, seinen Untertanen nach langer Bedrückung Erleichterung zu gewähren. Das Übel, das man als unvermeidlich in Geduld ertrug, erscheint unerträglich, sobald man auf den Gedanken kommt, sich ihm zu entziehen. Alles, was man alsdann an Mißbräuchen beseitigt, scheint das noch Übrige nur um so deutlicher zu zeigen und läßt es schmerzlicher empfinden: Das Übel ist geringer geworden, aber die Empfindlichkeit ist lebhafter.»<sup>40</sup>

Darum geht es in diesem Buch: Um Situationen, in denen Herrschaft in Frage gestellt, herausgefordert, erschüttert und verteidigt wird, in denen außergewöhnliche Menschen in das Geschehen eingreifen, weil die Institutionen nicht mehr leisten, wozu sie einst auf die Welt gekommen waren. Es geht um die Technik staatlichen Machterhalts, um Unterwerfung und Kooperation, um Kritik und Krise, Revolution und Konterrevolution. Schon die Zeitgenossen haben sich darüber gewundert, daß sich die fragile Herrschaft der Zaren über einen Zeitraum von drei Jahrhunderten am Leben erhalten konnte, um dann im Februar 1917 in wenigen Tagen zusammenzubrechen. Wie läßt sich verstehen, daß eine kleine, isolierte europäische Elite das Bauern- und Vielvölkerreich nicht nur unter ihrer

Kontrolle hielt, sondern ihm auch ihren Gestaltungswillen aufzwang und entgegen jeder Erwartung ihre Macht gegen Widerstand behaupten konnte? Warum konnte sich das Staatsmodell Peters I. wider jede Erwartung durchsetzen, und wie läßt sich verstehen, daß das Imperium an seiner Überdehnung und seinen inneren Wirren nicht zerbrach, sogar das Revolutionsjahr 1905 unbeschadet überstand? Dieses Rätsel läßt sich nur lösen, wenn beschrieben wird, wie Menschen anfangen, wie sie einen Faden in das Handlungsgewebe einziehen und was geschieht, wenn plötzlich Unvorgesehenes in den alltäglichen Lebensvollzug eingreift und den Weltenlauf unterbricht. Nichts ist vorherbestimmt, es hätte auch anders kommen können, wenn die Menschen in bestimmten Situationen anders gehandelt hätten. Das menschliche Handeln in der Zeit ist eine Aneinanderreihung von Zufällen, reinen Augenblicken, die sich zu einem Geschehen verdichten, über das die Handelnden keine Verfügung haben, und dessen Konsequenzen sie nicht kennen, auch wenn die Historiker sie später in eine kohärente Erzählung fassen, so, als ließe sich ein beliebiger Anfang mit einem Ende kausal verknüpfen, von dem die Zeitgenossen gar nichts wissen konnten. «Die wirkliche Geschichte», schreibt Hannah Arendt, «in die uns das Leben verstrickt und der wir nicht entkommen, solange wir am Leben sind, weist weder auf einen sichtbaren noch einen unsichtbaren Verfasser hin, weil sie überhaupt nicht verfaßt ist.»<sup>41</sup> Erst in Situationen, in denen Menschen einander begegnen und Entscheidungen treffen, wird das Ineinandergreifen anthropologischer Voraussetzungen und historischer Möglichkeiten sichtbar und spürbar. Menschliches Handeln läßt sich deshalb nur in der Beschreibung seines Vollzugs verstehen, in Geschichten, die der Geschichte nicht bedürfen.

\*\*\*

Wer ein Buch schreibt, ist mit sich allein. Schreiben heißt, sich selbst in ein Geschehen hineinzusetzen und sich in Geschichten zu versenken, Wörter und Sätze zu finden, die den Gedanken gerecht werden, die zum Ausdruck kommen sollen. Aber man macht auch die Erfahrung, daß sich das Buch irgendwann von selbst schreibt, daß es Macht über den Autor gewinnt, sein einmal gefunderer Stil ihn zwingt, dem erzählten Geschehen eine Form zu geben, über die er nach und nach die Verfügung verliert. Tag für Tag fließen die Sätze daher, die sich zu einem Textmassiv

verdichten, das man selbst kaum noch überblickt. Sobald der Autor das bedruckte Papier herausgibt, gehören ihm die Geschichten nicht mehr, die er erzählt. Das Buch ist immer das Buch des Lesers, der mit seinem Inhalt verfahren mag, wie es ihm gefällt. Jetzt kann es geschehen, daß der Text anders verstanden wird, als der Autor ihn selbst versteht, und daß Antworten auf Fragen gegeben werden, die niemand gestellt hat. Daran ist nichts zu ändern, denn so ergeht es jedem, der die Welt schreibend herausfordert. Und dennoch kann nichts die Freude darüber trüben, etwas geschaffen, zu Ende gebracht zu haben, ganz gleich, ob Leser und Kritiker daran Gefallen finden.

Ich habe vielen Menschen zu danken, ohne deren Unterstützung ich wahrscheinlich nie an ein Ende gekommen wäre. Heinrich Meier lud mich ein, ein Jahr als Fellow der Carl Friedrich von Siemens-Stiftung in München zu verbringen. Ein größeres Geschenk hätte man mir nicht machen können. Die unbeschwerte Zeit des Nachdenkens, Lesens und Schreibens bringt einem zu Bewußtsein, was die Universität sein könnte, wenn sie sich auf ihre eigentliche Bestimmung besänne. Ich danke Detlef Felken für die Gespräche, die wir in München miteinander geführt haben, und die Freundschaft, die zwischen uns entstanden ist, und Michael Hochgeschwender dafür, daß er mich in meiner Münchener Zeit an seinem Colloquium und seinem reichhaltigen Wissen teilhaben ließ. Sebastian Ullrich hat mich ermuntert weiterzuschreiben, als ich schon darüber nachdachte, das Unternehmen einzustellen. Es schien mir alles gesagt. Ihm ist es zu verdanken, daß über die Geschichte der Herrschaft in Rußland nun doch mehr geschrieben werden durfte, als ursprünglich vereinbart worden war, und er hat mich in meiner Auffassung bestärkt, daß der Lebensvollzug erst recht verständlich wird, wenn er sich in Geschichten zum Ausdruck bringt.

Jede Erzählung gewinnt ihre Kraft durch Form und Stil. Ich habe Alexander Schnickmann dafür zu danken, daß er eine erste Fassung des Textes las und kommentierte. Stephan Speicher und Sarah Matuschak lasen die endgültige Version und griffen ordnend und korrigierend in den Text ein, wo immer er sich zu verlieren drohte. Ohne ihre Hilfe hätte ich ein schlechteres Buch geschrieben. Martin Stoyanov, Bennet Ledwig und Xi Zhang besorgten Literatur, halfen mir bei der Vervollständigung des Literaturverzeichnisses und der Beschaffung der Photos. Tatjana Kohler korrigierte die Fußnoten mit großer Sorgfalt. Antje Pausder und Alicja

Picz führten das Kommando über das Sekretariat. Ihnen allen bin ich sehr zu Dank verpflichtet.

Von Dietrich Beyrau habe ich gelernt, worauf es ankommt, wenn man sich das Leben nicht verderben lassen möchte. Ohne sein Wissen und sein Verständnis von der Sache, um die es in diesem Buch geht, ohne seine Offenheit und Toleranz, seine fröhliche und unverkrampfte Haltung, hätte mein Leben wahrscheinlich eine andere Wendung genommen. Ihm, dem Lehrer und Leser, ist dieses Buch gewidmet.

## TYRANNEN UND REFORMER

«Rußland ist ein Land, wo man das Großartigste um des geringfügigsten Resultates willen thun kann.»

(Astolphe de Custine, Russische Schatten. Prophetische Briefe aus dem Jahre 1839, Nördlingen 1985, S. 20–21)

*1. Die Selbstherrschaft*

«Wie Tugend in einer Republik, Ehre in einer Monarchie vonnöten ist, so ist unter einer despotischen Regierung Terror nötig. Tugend ist hier nicht notwendig, und Ehre wäre hier gefährlich. Die ungeheure Macht des Herrschers geht hier vollkommen auf jene über, denen er sie anvertraut. Leute mit starkem Selbstgefühl und -wert wären hier imstande, Revolutionen zu entfachen. Deshalb muß hier Terror den Mut aller niederhalten und die geringste Regierung des Ehrgeizes ersticken. Eine maßvolle Regierung kann ihre Zügel lockern, sooft sie will und ohne Gefahr. Sie erhält sich durch ihre Gesetze und ihre Eigenkraft. Wenn aber bei einer despotischen Regierung der drohende Arm des Herrschers einen Augenblick nicht zu sehen ist, wenn er die Inhaber der höchsten Stellungen nicht auf der Stelle vernichten kann, ist alles verloren: denn die Triebkraft der Regierung, der Terror nämlich, ist nicht mehr vorhanden, und das Volk hat keinen Schirmherrn mehr.» So schrieb Montesquieu in der Mitte des 18. Jahrhunderts über das Wesen der Despotie. Sei der Wille des Herrschers erst einmal bekannt, so müsse er in seinen Staaten widerspruchlos befolgt werden; stirbt er, ohne daß jemand an seine Stelle treten könnte, ist es um die Despotie geschehen. «Der Mensch ist Kreatur und gehorcht einer Kreatur, die befiehlt.»<sup>1</sup>

Alles, so Montesquieu, ist auf den Herrscher ausgerichtet, sein Wort Gesetz. Nach seinem Tod ist der Nachfolger an nichts anderes gebunden als an seinen eigenen Willen. Kein Gesetz und keine Tradition verpflichten

ten ihn, die Rechte seiner Diener und Untertanen zu achten. Er erteilt Privilegien, gewährt aber keine Rechte. Er mag Herrscher von Gottes Gnaden sein. Im Dienst von Recht oder Überlieferung sieht er sich nicht. Die Erhaltung des Staates ist die Erhaltung des Herrschers. Deshalb ist seine Innen- und Außenpolitik auch nichts anderes als eine Verlängerung des Willens, jeder Statthalter, jeder Vollstrecker des höchsten Willens, selbst ein Despot. Der Palast ist das Zentrum der Macht, jede Herrschaft nur so stark wie der Wille desjenigen, der sie ausübt. «Ein derartiger Staat ist in der bestmöglichen Lage, wenn er sich verhalten kann, als ob er allein auf der Welt wäre, umgeben von Wüsten und getrennt von den anderen Völkern, die er Barbaren nennt. Da er sich auf seine Bürgerwehr nicht verlassen kann, zerstört er tunlichst einen Teil seines Gebietes selbst.»<sup>2</sup>

Schon Montesquieu hatte den Zusammenhang zwischen der Größe des Territoriums und der Beschaffenheit der Herrschaft erkannt. «Voraussetzung für ein ausgedehntes Reich», schreibt er, «ist eine despotische Autorität des Regierenden. Schnelle Entschlüsse müssen die Entfernungen der Orte innerhalb des Geltungsbereiches überbrücken. Terror muß die Saumseligkeit des Provinzgouverneurs oder des Beamten in der Ferne unterbinden. Das Gesetz soll einem einzigen Kopf entspringen. Es muß unablässig wechseln, ganz wie die Vorkommnisse, die sich in einem Staat stets im Maß seiner Ausdehnung häufen.»<sup>3</sup> Es war, als hätte Montesquieu das russische Leben vor Augen gehabt, als er eine Verbindung zwischen Räumen und der Beschaffenheit politischer Herrschaft herstellte.

In früherer Zeit waren Rußlands Herrscher keine Könige, seine Eliten allenfalls mobile Krieger, Gefolgsleute, die Dienst leisteten, aber keine Grundherren, die auf Gütern lebten. Sie suchten die Nähe des Zaren, weil nur im Zentrum der Macht Entscheidungen getroffen und Privilegien gewährt wurden. Deshalb definierten sich Adlige nicht über den Besitz von Land und die Verfügung über Leute, sondern über den Dienst für den Herrscher, auch wenn sich die Güter in ihrem erblichen Besitz befanden. Zwar muß der Herrscher jederzeit damit rechnen, daß die Gefolgsleute sich ihm widersetzen. Sie spielt er gegeneinander aus, er setzt Aufsteiger in einflußreiche Ämter ein, vergrößert auf diese Weise den Kreis loyaler Diener und minimiert das Risiko, getötet zu werden. Die Moskauer Großfürsten waren Meister im Spiel der Intrigen, allen immer einen Schritt voraus. Schon Iwan III. (1462–1505) hatte den alten Bojarenadel durch

Dienstleute ersetzen lassen, die er mit Privilegien ausstattete und an Orten einsetzte, mit denen sie und ihre Verwandtschaft nicht verbunden waren und aus denen er die alteingesessene Elite deportieren ließ. Nowgorod ließ er entvölkern und neu besiedeln. Dessen Adel wurde ins Innere des Moskauer Staates geschafft. Dieses Prinzip des «Teile und herrsche» setzte sich erfolgreich durch, eben weil der Dienstadel nichts weiter als eine Kriegerkaste war, deren Mitglieder keiner Korporation angehörten, die Ansprüche auf Teilhabe hätte begründen können. Im alten Europa erwarben sich Adlige zu dieser Zeit Verfügungsrechte über Land und Leute, Lehen verwandelten sich in erblichen Besitz. Daraus erwuchsen all die ständischen Abwehrrechte, die der Macht der Fürsten und Könige Grenzen zogen. In Rußland hingegen gelang es den Herrschern, den alten Adel zu entmachten, ihn um seinen Besitz zu bringen und Aufsteiger an sich zu binden. Im Jahr 1550 verlieh Zar Iwan IV. (1547–1584) in der Umgebung von Moskau Landgüter an 1064 sogenannte «Bojaren-söhne», verarmte und besitzlose Dienstleute. Adlig war seither überhaupt nur noch, wer Dienst leistete und sich in Gehorsamkeit übte. Und so kam es, daß der Zar seine eigentliche Schwäche dadurch kompensierte, daß er die Zahl der Edelleute stetig vermehrte und eine Elite schuf, deren Mitglieder nicht durch gemeinsame Interessen miteinander verbunden waren und die als Dienstleute einen Gewinn davon hatten, dem Moskauer Großfürsten und später dem Zaren zu gehorchen.<sup>4</sup>

Wer keine Informationen erhält, weil die Kommunikationswege lang und primitiv sind, weil es keine Boten oder Statthalter gibt, denen man trauen kann, will sich von Vermittlern, auf die er gleichwohl angewiesen ist, unabhängig machen. Denn das Mißtrauen ist allgegenwärtig, der Herrscher weiß nicht, wem er glauben darf und was er erwarten kann. Aber er weiß, daß auch die Untertanen und die Satrapen in den Provinzen ahnungslos sind, sich aber vor Strafen fürchten, die jederzeit verhängt werden könnten. Was führt der Despot im Schilde, wie werden sie leben, was dürfen sie tun und was nicht, fragen sie tagein, tagaus. Die Angst wird zu ihrem zuverlässigsten Ratgeber. Sie sagt ihnen, daß sie gehorchen müssen, wenn sie ihre Unabhängigkeit und ihr Leben nicht aufs Spiel setzen wollen. Denn die Gewalt schlägt immer wieder zu und führt allen vor Augen, daß die Angst der Vater des Gehorsams ist. Das Verhalten der Höflinge ist stilbildend, es soll die Untertanen anstecken nachzuahmen, was am Hof

geschieht. Deshalb ist es das Ziel aller Machthungrigen, einen Platz in der Nähe des Herrschers zu finden, weil sie nur dort wirklich im Bild und in Sicherheit sind. Die Untertanen überwachen einander freiwillig, einer denunziert den anderen, weil niemand in Verdacht geraten will, ein Verräter zu sein. Die kollektive Solidarhaftung bewirkt, daß sich jeder selbst Gewalt antut, weil gewiß ist, daß für den Ungehorsam des einen alle werden bezahlen müssen. Wozu also braucht der Tyrann schon Informationen, wenn er doch auch so erreicht, was er will?<sup>5</sup> «Wer nicht groß genug ist, zu regieren, wird hier, vor lauter Weite, ein Tyrann», hat Joseph Roth zweihundert Jahre später über die russische Wirklichkeit gesagt.<sup>6</sup>

Die Allmacht des Herrschers erzeugt ihre eigentlichen Wirkungen aber erst, wenn sie sich hinter Mauern verbirgt, sich mit Geheimnissen umgibt, die niemand erahnt. Deshalb ist die Despotie auf die Isolation des Herrschers angewiesen. Niemand soll ihn sehen, niemand seine übernatürlichen Fähigkeiten in Zweifel ziehen. Als gottähnliche Kreatur ist der Despot allgegenwärtig, ohne sichtbar und hörbar zu sein. Man stellt ihn in öffentlichen Zeremonien als jemanden aus, der außergewöhnliche Qualitäten besitzt, sich durch Kleidung, Habitus und Wohnsitz von gewöhnlichen Menschen unterscheidet. Es kommt auf die künstliche Distanz zwischen dem Herrscher und seinen Untertanen an, die um jeden Preis und mit allen Mitteln aufrechterhalten werden muß. Der Palast ist nicht nur das Wahrzeichen seiner Macht, er ist auch ein Raum, der seinem Schutz dient und durch seine Abgeschlossenheit die Distanz erweitert. Nur als entrückte Person kann der Despot das Wort des Gebieters aussprechen, nur als Repräsentation des Abwesenden, des Unsichtbaren Übermensch bleiben. Seine ganze Existenz ist auf Vervielfältigung angelegt, jede seiner Äußerungen und Handlungen nichts als Befehl.<sup>7</sup>

«Seine Gewalt braucht der Großfürst gleich sowohl über die Geistlichen als über die Weltlichen; er verfügt aus freier Willkür über aller Leben und Gut.»<sup>8</sup> So beschrieb Sigmund von Herberstein, der Gesandte Kaiser Maximilians I., im Jahre 1549, was er 35 Jahre zuvor am Hofe des Moskauer Großfürsten gesehen und gehört hatte. Es schien ihm, als seien die Herrscher an nichts und niemanden gebunden, Herren über Leben und Tod, an deren Hof Sklaven, aber keine Edelleute dienten. Zar Iwan IV., den man auch den «Gestrengen» (Groznyj) nannte, litt zweifellos an Verfolgungswahn, war ein krankhaft sadistischer Mann, der seine Grausamkeit jedoch keinesfalls blindwütig, sondern mit Bedacht einsetzte. Denn

er hatte natürlich, wie alle Herrscher vor ihm, gute Gründe, den Gefolgsleuten aus dem Hochadel, den Bojaren, zu mißtrauen. Und so faßte er im Jahr 1564, nachdem ihn sein Vertrauter Fürst Andrei Kurbski verraten hatte und nach Polen geflohen war, den Entschluß, seine Herrschaft von jeglicher Abhängigkeit zu befreien. Iwan IV. entfaltete ein raffiniertes System des «Teile und herrsche» und ein grausames Regiment des Terrors, das keinen anderen Zweck verfolgte, als sich aller Beschränkungen zu entledigen, die mächtige Bojaren ihm noch auferlegen wollten. Im Jahr 1564 teilte er sein Reich in zwei Zonen ein: in der einen, der «Semschtschina», galt das Regiment des alten Bojarenadels, in der anderen, der «Opritschnina», herrschte nur der Wille des Zaren, der sich nun mit eigens angeworbenen und ihm treu ergebenen Dienstleuten umgab. Mit ihrer Hilfe verwüstete Iwan IV. alle Gebiete des Moskauer Staates, die zur «Semschtschina» gehörten, und versetzte den Bojarenadel in Furcht und Schrecken.

Die «Opritschniki» trugen schwarze Kutten mit Kapuzen, Reisigbesen und Hundeköpfe als Insignien staatlicher Strafgewalt. Iwan verlangte von seinen Gefolgsleuten, sich ihm bedingungslos zu unterwerfen, Verrat sogleich zu melden und selbst Mitglieder ihrer Familien auszuliefern, wenn der Zar es ihnen befahl. Niemand durfte sich mit Menschen verbinden, die nicht zum Kreis der «Opritschniki» gehörten. Allein dem Herrscher verantwortlich, fielen die schwarzen Reiter in die Territorien ein, die von den Bojaren beherrscht wurden, brandschatzten, plünderten und töteten Zehntausende. Sie brannten die Güter der Bojaren nieder, töteten das Gesinde, Frauen und Kinder. Iwan schöpfte sogleich neuen Verdacht, beschuldigte Adlige und Geistliche, mit äußeren Feinden im Bund zu stehen und ihm nach dem Leben zu trachten. Sobald der Verdacht ausgesprochen worden war, fielen die apokalyptischen Reiter über die Verräter her und verhängten ein grausames Strafgericht über sie. Allein in Nowgorod fielen Tausende Einwohner einem Massaker der «Opritschniki» zum Opfer. Iwan selbst tötete Menschen mit eigener Hand, er ließ Bojaren, aber auch Männer seiner Gefolgschaft aus einer Laune heraus zu Tode foltern, rösten, in siedenes Wasser werfen oder pfählen, tötete den eigenen Sohn, ergötzte sich an den abscheulichsten Gewaltorgien.<sup>9</sup>

Man mag sich über die selbstzerstörerische, scheinbar sinnlose Gewalt wundern, auch darüber, daß der Terror am Ende auch die Schergen verzehrte. Doch war die Selbstverwüstung keineswegs nur Ausdruck

pathologischer Gewalttätigkeit. Iwan IV. hatte sein Reich in Trümmer gelegt, aber die alte auch durch eine neue Elite ersetzt, die für ihre Loyalität reichlich mit Land und Privilegien belohnt wurde. Der Terror war ein Ausdruck schwacher Staatlichkeit und Kontrolle, er kompensierte, was die Institutionen nicht hergaben. Aus der Schwäche aber bezog der Herrscher seine eigentliche Kraft, weil er weder durch Recht noch durch Tradition daran gehindert werden konnte, seinen eigenen Staat zu zerstören. Der Terror ermöglichte es dem Herrscher, sich von mächtigen Bojaren zu emanzipieren, Aufsteiger und Hofleute niederer Herkunft an sich zu binden und ihnen einzuimpfen, daß Widerstand, gleich welcher Art, grausam bestraft werden würde. Fünfhundert Jahre später kam es zu einer Wiederauflage solch scheinbar irrationalen Terrors, als Stalin die Elite des sowjetischen Staates auslöschte. Die Zeitgenossen hielten Stalins Terror für das Werk einer selbstzerstörerischen Paranoia, die den Staat vernichtete, auf den Herrschaft doch angewiesen war. Stalin selbst aber handelte mit Bedacht, er wußte, daß er sich von Gefolgsleuten, Rechtsvorschriften und Institutionen völlig frei machte, daß sein Reich auf dem Fundament des Schreckens ruhte. Und er selbst ließ keinen Zweifel daran, wie sehr er Iwan den Schrecklichen für die Konsequenz schätzte, mit der dieser Verrat und Illoyalität bestrafte.<sup>10</sup>

Die Gesetze sind den Tyrannen gleichgültig, es macht ihnen Freude, sie zu brechen, sie erwarten unbedingte Unterwerfung, sie danken es den Getreuen aber nicht. Was sie erregt, das ist die Freude daran, andere ihre Unterlegenheit spüren zu lassen. Aber der Tyrann weiß, daß man ihn verabscheut. Erst verleihen ihm der Haß und die Ohnmacht der Untertanen Energie. Fieberhaft beobachtet er, was die vermeintlichen Verschwörer tun. Aber irgendwann zerstören Mißtrauen und Anspannung sein seelisches Gleichgewicht. Nicht vor den Untertanen fürchtet er sich, sondern vor der Palastrevolte. Und er hat allen Grund dazu, weil nur im Palast die Macht noch zu Hause ist und in Frage steht. Die Gefahr, gestürzt zu werden, ist dort am größten, wo sich die Macht den Anschein gibt, grenzenlos zu sein. Zum Kennzeichen der Tyrannei gehört die «Ohnmacht und Vergeblichkeit», wie Hannah Arendt sagt, zu der sie die Herrschenden wie die Beherrschten verurteilt.<sup>11</sup> Auch Iwan wurde am Ende ein Opfer der Angst, mit der er sein Reich regierte. Seine Augen schweiften stets unruhig umher, nichts blieb seiner Aufmerksamkeit verborgen, stets

fürchtete er, erdolcht oder vergiftet zu werden. Wer epidemischer Gewalt Räume öffnet und dann die Kontrolle über sie verliert, muß damit rechnen, ihr nächstes Opfer zu werden. Nur von Schmeichlern, Hochstaplern und Henkern, die ihn lobten und priesen, jeden seiner Wünsche erfüllten, sei er noch umgeben gewesen, schreibt der russische Historiker Ruslan Skrynnikow. Aber welchem Heuchler hätte er im Angesicht des Terrors denn noch Glauben schenken sollen?<sup>12</sup>

Es ist das Schicksal der Despotie, daß ihre Gewalt zwar Ruhe, aber keinen Frieden erzeugt. In ihr herrscht eine große Stille, aber sie ist nur die Ruhe vor dem Sturm, der stets erwartet wird. Hier sind nicht die Gesetze, sondern die Bajonette des Militärs, die Gefängnisse und Richtstätten Garanten der Macht. Auf dem Grund der Despotie wächst keine Ordnung, die Rechte schützt. Alle sind unfrei, selbst der Tyrann, weil auch er nicht weiß, wer ihm nach dem Leben trachten könnte, wer lügt und wer die Wahrheit sagt und wem er sein Vertrauen schenken darf. Jeder Versuch, der Existenz eine dauerhafte Form zu geben, ist vergeblich. Man lebt für den Augenblick, denn jeder Tag könnte der letzte sein.<sup>13</sup> «Und wenn der Fürst zittert», schrieb der Marquis Astolphe de Custine über den russischen Staat, «langweilt er sich nicht. Er lebt also zwischen Furcht und Ekel.»<sup>14</sup>

Schon die Zeitgenossen haben sich darüber gewundert, mit welcher Rücksichtslosigkeit und Brutalität die russischen Herrscher jedem ihren Willen aufzwingen, ohne auf Widerspruch oder Widerstand zu stoßen, auch nachdem sich das Zarenreich bereits Europa zugewandt hatte. Als Peter I. (1682–1725) Rußland nach Westen öffnete, verordnete er nicht nur sich selbst, sondern auch seinem Land eine Roßkur besonderer Art. Wer den europäischen Monarchien auf Augenhöhe begegnen wollte, so glaubte er, könne sich nicht länger in Selbstbescheidung üben. Europa war Rußlands Maßstab geworden, und was vor Jahrzehnten noch für selbstverständlich, für nicht erklärungsbedürftig gehalten wurde, galt nunmehr als rückständig. Aus selbst verschuldeter Nichtigkeit, so glaubte der Zar, könne man sich nur durch den Willen zu Macht und Tat befreien, indem aus dem Westen Europas herbeigeschafft wurde, was Rußland zu seinem Glück zu fehlen schien. Reinhard Wittram, Peters kundigster Biograph, hat über die petrinische Revolution gesagt, daß sie sich aus dem Zusammenspiel zufälliger Momente hervorgebracht habe, «dem

Ineinandergreifen drängender, materieller Bedürfnisse, neuer Möglichkeiten und anspringender geistiger Federkraft mit dem Unberechenbaren der außerordentlichen Person.»<sup>15</sup>

Die Unberechenbarkeit der «außerordentlichen Person» aber konnte in Rußland nur deshalb zum Umdenken aller Werte führen, weil hier das Wort des Herrschers Gesetz und Vermächtnis war. Der Zar selbst war Urheber jener allumfassenden Erschütterung, die er dann mit eiserner Hand und rücksichtslosem Zugriff zu bewältigen versuchte. Im April 1697 war er mit großem Gefolge in den Westen Europas gereist, als dort noch niemand wußte, wie man einem Herrscher aus dem fernen Rußland begegnen solle. Peter gab sich als einfaches Mitglied der russischen Gesandtschaft aus, um im Schatten seiner Begleitung begierig aufzunehmen, was sich ihm in den baltischen Provinzen, in den deutschen Ländern, in den Niederlanden, in England und in Österreich zeigte. Schon die Zeitgenossen müssen die Absurdität der Inszenierung gespürt haben, weil nicht nur jedermann wußte, daß Peter niemand anderes war als der Zar selbst, sondern weil er auch jeden in seiner Umgebung an Größe überragte und sich von vier kleinwüchsigen Menschen begleiten ließ. Mehr als ein Jahr verbrachte der Zar im Ausland. Er wies den Gefolgsleuten, die ihn begleiteten, Aufgaben zu. Sie sollten Festungen, Kriegsschiffe und Industrieanlagen inspizieren, die Sitten und Gebräuche der Europäer studieren. Er selbst erlernte auf einer Werft in Amsterdam das Handwerk eines Zimmermanns und machte sich mit der Technik des Schiffsbaus vertraut. Wissbegierig nahm er auf, was sich in seiner Umgebung zutrug, besuchte Werkstätten, Werften, Hospitäler, Museen und anatomische Theater, ließ sich in England den Geist der Gesetze und den Nutzen des Parlaments erklären, sprach mit Hofleuten, Architekten, Juristen und Bischöfen, damit sie den Schleier lüfteten und das Geheimnis ihres Wohlstandes und Erfolgs verrieten, mitteilten, wonach es den Herrscher aus dem fernen Rußland so sehr verlangte.<sup>16</sup>

Was immer im Westen Europas auch zu besichtigen war, Peter nahm es sogleich in Augenschein und prüfte es mit kindlicher Neugier auf seine Tauglichkeit. Jacob von Staehlin, ein Universalgelehrter aus dem schwäbischen Memmingen, der seit 1735 Mitglied der Petersburger Akademie der Wissenschaften war, beschrieb, wie der Zar im Jahr 1716 auf seiner zweiten Reise in die Niederlande mit seinem Gefolge in Wittenberg einzog. Peter habe Kirchen und Klöster und die Wohnung Martin Luthers

besichtigt, dessen revolutionäre Tatkraft er bewunderte, und im Laden eines Schmieds kunstvoll gefertigte Vorhängeschlösser erstanden. «Uner-sättlich war die Wißbegierde Peters des Großen und sein Verlangen, die-selbe bei aller Gelegenheit zu stillen. Auf seinen Reisen pflegte er überall bei dem mindesten Gegenstande einer natürlichen oder anderen Merk-würdigkeit auszusteigen und die Sache in Augenschein zu nehmen. Kam er auf seiner Reise durch einen Flecken oder ein Städtchen, das kaum dem Namen nach bekannt war, so pflegte er allzeit anzuhalten und sich zu erkundigen, ob sich etwas Sehenswürdiges darinnen befinde. Sobald man ihm die Frage bejahte und etwa darzusetzen, es sei eben nichts Be-sonderes oder Außerordentliches, so antwortete er immer: «Wer weiß, vielleicht nur in euren, aber nicht in meinen Augen».<sup>17</sup>

Europas Kultur und Lebensstil waren für Peter zum Richtmaß seiner Reformen geworden. Er soll am Ende selbst erwogen haben, die Sprache der Holländer zur Amtssprache in Rußland zu erheben. Kein Einwand, kein Korrektiv hätten Peter von der fixen Idee abbringen können, Ruß-land nach diesem Vorbild neu einzurichten.<sup>18</sup> In Europa hatte Peter mit eigenen Augen gesehen, wozu technisches Wissen, Bildung und aufge-klärter Lebensstil nützlich sein konnten, und er verstand, daß sich auch die militärischen Möglichkeiten durch solches Wissen erweitern ließen. Rußland war nicht Europa, es erschien ihm als ein Ort der Rückständig-keit und Barbarei, aber es sollte in wenigen Jahren werden, was Europa schon lange war. Die Rückständigen würden geschlagen, dachte der Zar, aber sie hätten das Privileg des Zu-spät-Gekommenen, sie könnten imi-tieren, was die Erfolgreichen sich mühsam hätten erarbeiten müssen. Als er im August 1698 nach Rußland zurückkehrte, begann er sofort damit, seinem Reich einen neuen Anstrich zu verleihen und es in das System der europäischen Großmächte einzufügen. Seine Herrschaft lebte seither vom Import, von Nachahmung und Kopie, die sich in den Dienst des Machtstaates und des Krieges stellten.<sup>19</sup>

Der eigentliche Vater des modernen europäischen Anstaltsstaates war das stehende Heer, weil die Finanzierung, Ausrüstung und Unterhaltung mächtiger Militärverbände nach Organisation und Verwaltung ver-langten, weil moderne Feuerwaffen ihren Zweck nur erfüllen konnten, wenn Soldaten kaserniert und trainiert wurden. Der moderne Krieg rief nach disziplinierten Soldaten und nach Offizieren, die das Handwerk der

Menschenführung beherrschten. Die waffentechnische Revolution des 17. Jahrhunderts und die Vergrößerung der Heere brachten Fürsten und Königen überall in Europa zu Bewußtsein, daß sich der Krieg nicht mehr mit dem Adelsaufgebot vergangener Tage führen ließ. Aber auch der Brauch, Söldner anzuwerben und sie nach dem Ende des Krieges wieder zu entlassen, wurde nunmehr aufgegeben, weil die bezahlten Krieger zwar ihr Handwerk verstanden, aber gering an Zahl und undiszipliniert waren. Für den modernen Krieg waren sie nicht gemacht. Der Militärhistoriker Michael Howard findet dafür eine eigenwillige, aber pointierte Formulierung: Es sei nicht die geringste Leistung der europäischen Zivilisation, daß sie aus Wolfsrudeln, die über Jahrhunderte die Geißel des Kontinents gewesen seien, «trainierte und gehorsame Jagdhunde» gemacht habe. Diese Leistung aber ließ sich nur erbringen, wenn Soldaten über längere Zeit in der Armee dienten und die Technik des Gefechts mit Feuerwaffen und Kanonen erlernten, wenn sie dauerhaft an einen Ort gebunden, kontrolliert und gedrillt wurden. Vor allem aber rief das stehende Heer nach Menschen und materiellen Ressourcen.<sup>20</sup>

Nach dem Ende des Dreißigjährigen Krieges kam den Königen und Fürsten zu Bewußtsein, daß die Söldner dem stehenden Heer, das der schwedische König Gustav II. Adolf (1611–1632) auf das europäische Festland entsandt hatte, in jeder Hinsicht unterlegen waren. Und so imitierten die europäischen Staaten das schwedische Modell und seine organisatorischen Voraussetzungen. Ohne Wissen über Land und Leute, ohne die Zentralisierung der Vollzugsgewalt, so schien es, ließen sich keine Soldaten mobilisieren, keine Steuern erheben und Kriege nicht mehr erfolgreich führen. Daran bestand nach den verheerenden Erfahrungen des Dreißigjährigen Krieges an keinem europäischen Hof noch der geringste Zweifel. Deshalb nahmen die Herrscher Organisation und Finanzierung des Kriegswesens nun selbst in die Hand, erhoben Steuern und trieben sie auch ein, bestritten den durch Tradition geheiligten Anspruch der Stände, daß Abgaben nur mit ihrer Zustimmung erhoben werden dürften, und stifteten ihre militärischen Verbände aus Mitteln der königlichen Zentralverwaltung aus.

Wissenschaft und Wirtschaft standen nun im Dienst des Militärs, Wohlfahrt und Autarkie wurden zu Leitlinien einer Strategie, die dem Militär lieferte, was es zu seinem Unterhalt brauchte. Auch die unablässige Vermehrung von Menschen und Ressourcen erwuchs aus dem Geist

des Krieges. Ohne die Leistungskraft des Zentralstaates wären die Könige nicht imstande gewesen, ihre stehenden Heere zu finanzieren, zu erhalten und an den Ort zu binden. Die Bevölkerung mußte gezählt, das Territorium vermessen, Abgaben berechnet und eingetrieben, Soldaten gemustert, kaserniert und ausgebildet werden. Zehntausende Menschen dienten nun in Behörden und waren mit nichts anderem mehr befaßt, als Untertanen in gehorsame Diener des Staates zu verwandeln. Zum Signum des absolutistischen Zentralstaates wurden Drill, Disziplinierung und Gleichförmigkeit, die Uniform das Symbol der neuen Zeit. Selbst die Herrscher entwarfen sich nun als Feldherren und schlüpften in das Kleid des Offiziers. Der Unterhalt des Heeres und der Staatsbeamten verschlang gewaltige Ressourcen, steigende Kosten erzeugten höhere Steuern. Und so verwandelte sich der Staat in einen Kontroll- und Aufsichtsapparat, vor dessen Auge sich kein Untertan mehr verstecken sollte. Man mag ihn sich als Apparatur zur Sicherung des Friedens zwischen den Menschen vorstellen. In Wahrheit aber kam er doch als Unterwerfungsmaschine zur Welt, die sich den Anforderungen des modernen Krieges verdankte und dem sich die adligen Eliten doch nur deshalb fügten, weil sie sich von ihm Karrierechancen, Privilegien und Wohlstand versprachen.<sup>21</sup>

Rußlands Streitkräfte waren den stehenden Heeren der westlichen Nachbarn, vor allem Schwedens, in jeder Hinsicht unterlegen. Auf dem europäischen Kriegsschauplatz würde sich das Zarenreich nur behaupten können, wenn es nachholte, was in Europa schon geschehen war. Dieser Aufgabe widmete sich Peter I. nun mit großer Hingabe. Schon als Heranwachsender hatte er sich mit Waffen aller Art umgeben, sich in der Technik des Kampfes geübt und Soldaten seiner «Spielregimenter» in inszenierten Schlachten gegeneinander antreten lassen. Auch brachte er seine Spielregimenter gegen die Strelizen, die Palastgarde der Moskauer Herrscher, auf und untergrub die Stellung der alten militärischen Elite am Hof. Der Zar selbst wollte Schöpfer und Lenker des neuen, nur von ihm allein abhängigen Heeres sein, einer Streitmacht, die den Herausforderungen des modernen Krieges gerecht werden würde.<sup>22</sup> Sobald Peter den Thron bestiegen hatte, führte er ununterbrochen Krieg, schickte seine Soldaten ohne Atempause von Schlacht zu Schlacht. Söldner konnte und wollte der Zar nicht anwerben, und auch das Adelsaufgebot vergangener Tage leistete nicht mehr, was die Technik des modernen Bewegungskrieges verlangte. Peters Heer formte sich aus den Erfahrungen des per-

manentem Krieges, und deshalb gelang es dem Zaren auch scheinbar mühelos, seine militärischen Reformen gegen die Beharrungskraft der Traditionalisten durchzusetzen.

Der Krieg gegen überlegene Gegner braucht Ressourcen, aus denen sich das Militär am Leben erhalten kann. Er verlangte nach Menschen, Technik und Wissen. Als Peter sich in den Besitz der Ostseeprovinzen brachte, gerieten nicht nur Städte, Häfen und fruchtbares Ackerland, sondern auch menschliches Kapital in seine Hände. Seither konnte der zarische Staat auf überlegenes Wissen und überlegene Technik zurückgreifen, den deutschbaltischen Adel für die Zwecke des autokratischen Machtstaates mobilisieren. Auf paradoxe Weise aber setzte dieses Verlangen nach neuen, noch unausgeschöpften Ressourcen den ununterbrochenen Krieg und die Eroberung weiterer Territorien überhaupt in Gang. Peter suchte nach einem Platz an der Sonne, aber er verdunkelte seine Umgebung durch die Geißel des Krieges. Am Ende seiner Herrschaft unterhielt der Zar ein gewaltiges Heer, das mehr als 130 000 Männer zählte, die nach einem Quotensystem in den Städten und Dörfern ausgehoben und auf Lebenszeit zu den Soldaten geschickt wurden. Auch der dienstpflichtige Adel wurde für die Zwecke des Krieges zur Ader gelassen, sein Nachwuchs zum Offiziersdienst herangezogen. Ausbildung und Qualität der russischen Offiziere aber ließen zu wünschen übrig, und so warb Peter in großem Stil Ausländer an, die seiner Armee zu Sieg und Ruhm verhelfen sollten. Im ersten Jahr des Nordischen Krieges (1700–1721) bestand das Offizierskorps noch zu einem Drittel aus Ausländern, die durch die Verleihung besonderer Privilegien nach Rußland gelockt worden waren und dem Zaren lieferten, was er sich von ihnen versprach. Zwanzig Jahre später hatten Russen die Plätze der Ausländer im Offiziersrang eingenommen.<sup>23</sup>

Zu einer Großmacht, glaubte Peter, gehörte auch eine Kriegsmarine, so wie Holländer und Engländer sie besaßen. Es sei doch völlig undenkbar, so schrieb der Ideologe der petrinischen Revolution, Feofan Prokopowitsch, daß ein solch mächtiger und glorreicher Staat, dessen Territorium sich von der Ostsee bis zum Schwarzen Meer erstreckte, ohne Flotte auskommen solle. Solche Phantasien waren aber auch in Europa weit verbreitet: daß nämlich Reichtum, Weltgeltung und Zivilisation von der Herrschaft über die Meere abhingen, daß europäische auch maritime Staaten sein müßten. Rußlands Drang zum Meer wurde von Peter I. auch

als Weg nach Europa verstanden.<sup>24</sup> Nun wurden auch in Rußland große Fregatten gebaut, die im Krieg gegen das Osmanische Reich und gegen die Schweden zwar zum Einsatz kamen, Häfen und Küsten sicherten, für den militärischen Erfolg allerdings nur von begrenztem Nutzen waren. Erst am Ende des 18. Jahrhunderts wurde das Schwarze zu einem russischen Meer, das von Rußlands Flotte beherrscht wurde. Peters eigentliche Macht aber beruhte auf der Stärke seines Heeres, nicht auf der Feuerkraft seiner Schiffe, die in den Häfen vor Anker lagen. Darauf aber kam es gar nicht an. Peter, der glaubte, daß ein mächtiger Souverän ohne Marine nicht auskommen könne, bewies sich und der Welt, daß der Herrscher aller Russen auch ins Werk setzen konnte, was er sich aus Passion und Spieltrieb wünschte. Auch in diesem Fall wurden Dörfer, Klöster und Adelsgüter mit Auflagen und Abgaben belastet, Ausländer als Marineoffiziere angeworben und Russen ins Ausland geschickt, damit sie, dem Zaren gleich, auf italienischen und holländischen Werften das Handwerk des Schiffbaus erlernten. Der Flottenbau war ein Wechsel auf die Zukunft, das Versprechen, daß Rußland in ferner Zukunft nicht nur Landmassen, sondern auch die Meere beherrschen werde.<sup>25</sup>

Zwar gelang es dem Zaren, die Schweden in einem kräftezehrenden Krieg zu bezwingen, die Ostseeprovinzen zu erobern und ihre Häfen unter Kontrolle zu bringen, aber er zahlte dafür einen hohen Preis: verlorene Schlachten, hohe Verluste und Verschwendung von Ressourcen. Jahr um Jahr verlangte der Zar nach neuen Soldaten, um die gelichteten Reihen in seiner Armee wieder aufzufüllen. In einem Ukas vom 20. Februar 1705 verfügte Peter, daß die Dienstleute Rekruten zu stellen hatten: je einen Bauern für zwanzig Haushalte. Die Gutsbesitzer wurden aufgefordert, die Rekruten auszuwählen und selbst zum nächsten Rekrutierungsbüro zu bringen. Allein zwischen 1701 und 1709 wurden offenbar 138 000 Bauern mobilisiert. Der Historiker Wassili Kljutschewski sprach von mehr als 300 000 Männern, die zu den Soldaten geschickt worden seien. Die Folgen dieses Aderlasses waren verheerend, weil er die Adligen ihrer Bauern, die Dörfer ihrer unverzichtbaren Arbeitskräfte beraubte.<sup>26</sup>

Am Ende konnte Peter sein gewaltiges Heer auf Dauer nur durch Anwendung exzessiver Gewalt zusammenhalten. Denn die Rekruten mußten über große Entfernungen an ihren Bestimmungsort gebracht werden, wurden von ihren Offizieren schlecht behandelt, unzureichend ausge-

rüstet und verpflegt, litten Hunger und Durst. In den meisten Einheiten wurde nicht einmal der versprochene Sold ausbezahlt, die Soldaten aufgefordert, in den Dörfern selbst zu requirieren, was sie zu ihrem Unterhalt benötigten. Kljutschewski fand drastische Worte für die Militärreformen: Peter I. habe eine moderne Armee formen wollen, statt dessen aus Regimentern «Soldatensterbehäuser» gemacht. Und so desertierten die Soldaten zu Tausenden schon auf dem Weg zu ihren Einheiten, um sich dem Zugriff des Staates zu entziehen, obgleich ihnen die Obrigkeit mit der Todesstrafe drohte. Jahr für Jahr setzten sich Tausende aus der Armee des Zaren ab, flüchteten in die südliche Steppenregion oder tauchten in der Provinz unter, und bald schon wurden die ländlichen Regionen von Banden entlaufener Soldaten terrorisiert, die nicht mehr unter Kontrolle zu bringen waren.

Nun versuchte Peter, durch exemplarische Strafen und persönliche Intervention zu kompensieren, was die staatlichen Behörden, die sich noch im embryonalen Zustand befanden, nicht hergaben. Im Jahr 1705 verfügte er, daß jeder dritte Deserteur öffentlich aufgehängt werden sollte, 1708, daß Angehörige von Deserteuren verbannt werden sollten, 1712 ordnete er an, daß Rekruten auf dem Weg zu den Kasernen in Ketten gelegt, in Holzpranger gespannt, wenig später, daß ihre Hände gebrandmarkt werden müssten. Kein Deserteur sollte sich vor dem Auge des Staates noch verbergen können. Wer vom Schlachtfeld floh, wurde von Sperrbataillonen niedergeschossen, die sich im rückwärtigen Gebiet formierten. Soldaten, die sich nicht bedingungslos unterwarfen, wurden den grausamsten Strafen unterworfen. Peter verwandelte die Armee in ein Straflager, in dem Bauern nicht nur Schlachten zu schlagen hatten, sondern auch beim Bau von Festungen, Städten, Kanälen und Straßen eingesetzt wurden. Rußlands Menschen waren die einzige Ressource, die dem Zaren zur Verfügung standen, und Peter machte von ihr rücksichtslosen Gebrauch.<sup>27</sup> Im Jahr 1710, nach der siegreichen Schlacht von Poltawa, wies er Gouverneure in sechs Provinzen an, sich einen Überblick über die Zahl der Adligen zu verschaffen, sie in Listen einzutragen und sie «im nächsten Winter» nach Moskau bringen zu lassen, wo man sie in den Heeresdienst eingliedern werde. Man solle alle Adligen ausfindig machen, die sich dem Dienst entziehen wollten, und, wie Peter hinzufügte, auf die Hilfe von Sykophanten zurückgreifen. Denunziation, Folter und Hinrichtungen gehörten nun zum Alltag der russischen Elite. Im Jahr 1722 verfügte der Zar, daß alle

jungen Männer aus adligem Stand, die sich dem Dienst entzögen, vogelfrei und wie gewöhnliche Räuber zu behandeln seien.<sup>28</sup>

Solche Improvisation der Gewalt mochte im Angesicht des Krieges wohl die Schwäche der Verwaltung kompensieren, aber sie konnte sie nicht ersetzen. Ohne Behörden und geregelte Verfahren, ohne Wissen über Land und Leute würde sich der autokratische Staat nicht behaupten können. Diese Einsicht teilte sich auch dem Revolutionär auf dem Thron mit. Rußland mußte kartographiert, in Verwaltungseinheiten aufgeteilt, seine Bevölkerung registriert, kategorisiert und registriert, seine Wälder, Mühlen und Bergwerke gezählt werden. Denn nur so konnten Rekruten ausgehoben und Steuereinnahmen berechnet werden, die zur Unterhaltung des Heeres gebraucht würden. Militärakademien und Kadettenschulen wurden mit der Ausbildung des militärischen Nachwuchses betraut, Finanzbehörden mit der Berechnung und Umteilung von Steuern und Abgaben beauftragt. Peter führte mit Einrichtung der Kollegien überhaupt erst Fachressorts ein, die sich an sachlichen Erwägungen orientierten. Im Jahr 1711 gründete der Zar eine oberste Regierungsbehörde, den «Regierenden Senat», dessen Beamte den Zentralstaat verwalten sollten. Im Departement für Heraldik wurden nun Listen geführt, in denen alle Adlige und ihre Dienstpflichten verzeichnet waren. Nunmehr konnten sich die Zentralbehörden jederzeit einen Überblick über die Anzahl der Dienstleute und ihrer Verwandten, Dienstorte und Güter verschaffen, auf denen sie zu Hause waren. Diese Kontrolle ermöglichte es Peter überhaupt erst, Adlige ohne Anwendung exzessiver Gewalt in den Dienst zu zwingen. Es genügte jetzt allein der Hinweis, daß die Zahl der Söhne bekannt sei, die auf den Gütern zur Welt gekommen waren. Wer sich dem Dienst entziehen wollte, verlor Amt und Besitz, brachte sich um Einfluß und Privilegien. Wer konnte daran schon ein Interesse haben? Wie in allen absolutistisch regierten Staaten diente auch Peters Verwaltung den Bedürfnissen des Heeres, sie war eine Herrschaft, die sich an Ressortinteressen orientierte und sich der Einsicht verdankte, daß stehende Heere finanziert und unterhalten werden mußten, die Aufbringung von Steuern vom Wissen über Land und Leute abhing.<sup>29</sup>

Im Westen Europas versuchten Fürsten und Könige, sich von Ständen und intermediären Gewalten unabhängig zu machen, indem sie Institutionen schufen, die nur ihnen allein Rechenschaft schuldig waren und beschafften, was das Militär benötigte. Ihre Verwaltung ließ sich vor

allem von sachlichen Zwecken und nicht von persönlichen Vorlieben leiten, Herrschaft gründete sich seither auf Wissen, Planung und Voraussicht. In der absoluten Monarchie verband sich die Souveränität des Herrschers auf kunstvolle Weise mit den Privilegien des Adels, der in Militär und Verwaltung ein Unterkommen fand. In Rußland aber gab es keine Stände, die der Herrscher hätte entmachten müssen, und auch keinen mächtigen, regional verwurzelten Adel mit Grundbesitz, dessen Wort schwer gewogen hätte. Peters Absolutismus war ungebunden, auf Zustimmung und Kompromiß nicht angewiesen, und so schloß der Zar Adel, Stadtbewohner und Bauern in das eiserne Band ewiger Dienstpflichten. Man könnte auch sagen, daß Peters Staat auf dem Rücken von Dienstleuten und rechtlosen Leibeigenen errichtet wurde.<sup>30</sup>

Das petrinische Heer verschlang mehr als achtzig Prozent der Staatseinnahmen, es setzte das Zarenreich, dessen Ressourcen begrenzt und dessen Bewohner arm waren, unter dauerhaften Druck und bürdete ihm Lasten auf, die es kaum tragen konnte. Das Heer war ein Fremdkörper, ein Stachel im Fleisch des alten Rußland, weil es das öffentliche Leben von Millionen veränderte, den Rhythmus der alten Zeit unterbrach und die Untertanen in das Korsett militärischer Disziplin zwängte. Der Zar trug nun Uniform, junge Adlige gewöhnten sich an ein Leben in Kasernen, an Paraden und Siegesfeiern, und sie lernten, sich dem Reglement einer totalen Institution zu unterwerfen, die ihr Leben in eine staatliche Form goß. Der Historiker Michail Bogoslawski schrieb in einem Buch über die Reformen Peters I., daß sich überall die «Ausrichtung in Reih und Glied» und die Kasernen im Leben bemerkbar gemacht hätten.<sup>31</sup> Peter selbst wußte um die Bedeutung des Kriegswesens nicht nur für Rußlands Stellung in der Welt, sondern auch für die Organisation des Staates und die Perfektionierung der Untertanen. Dem Heereswesen allein verdanke Rußland, daß es von der Finsternis ans Licht gelangt sei, sagte er zu seinem Sohn. «Die Bemühung», schrieb Wittram, «mit den Vorschriften jeden, den es anging, zu erreichen, die Normen auch dem letzten der Untertanen einzuprägen, entsprach dem volkserzieherischen Grundzug der petrinischen Regierung.»<sup>32</sup>

Peter war ein Meister selbsterzeugter Krisen, einer, der sich von seiner Umgebung auf eine Weise emanzipierte, daß niemand es wagte, in seiner Gegenwart Machtfragen aufzuwerfen. Er war ein Mann von imposanter Statur. Fast zwei Meter groß, wirkte er in seiner Umgebung wie ein

Titan, eine Kraftmaschine, in deren Gegenwart alles zwerghaft und schwach erschien. Der Zar war Zimmermann, Ingenieur, Architekt, Matrose und Kriegsherr, Ethnologe und Staatenlenker in einer Person, ein Autodidakt, der sich von jeder neuen Entdeckung sofort entflammen ließ. Ein Mann voller Tatendrang und von einem unbändigen Willen zur Macht beseelt. So sah er sich selbst, und so wollte er von seinen Untertanen gesehen werden, als Eroberer, der die Welt nach seinem Ebenbild formen wollte und diesen Anspruch auch symbolisch in die Welt setzte: durch Wappen, Münzen, Siegel, Feste, Uniformen, Ränge und Bälle, die dem Haus des Selbstherrschers einen europäischen Anstrich gaben. Als «Vater des Vaterlandes», als «Peter der Große» ließ er sich in Szene setzen, um der Welt zu zeigen, daß der russische Zar den Vergleich mit Ludwig XIV. nicht zu scheuen brauchte.<sup>33</sup> Wahrscheinlich war Peter I. der erste und letzte Herrscher aus dem Haus Romanow, der Herrschaft als Ausdruck bedingungslosen Willens verstand, die sich von ihrem historischen und religiösen Grund jederzeit zu lösen vermochte.

Ein Herrscher europäischen Formats benötigte auch eine Repräsentation, die seiner Bedeutung entsprach. Peter I. entwarf sich nun als Cäsar und Imperator, der das Recht, jedermann unter seinen Willen zu beugen, aus dem Anspruch ableitete, Europa, so wie er es auf seinen Reisen kennengelernt hatte, nach Rußland zu bringen. Er stellte sich als Schöpfer des russischen Imperiums aus, als habe es vor ihm überhaupt kein Reich gegeben, das diesen Namen verdient hätte. Er sah sich als jemand, der keine Vergangenheit hatte, er war Vater, aber niemals Sohn gewesen. Nur mit seinem Vornamen, nicht aber mit seinem Vatersnamen sollte man ihn anreden. Auf diese Weise hob Peter die Figur des Herrschers aus der russischen Geschichte heraus, und deshalb konnte er auch den Anspruch erheben, Ungekanntes, Neues und Unerhörtes in die Welt zu setzen, ohne sich dafür rechtfertigen zu müssen.

Jede Herrschaft, die sich behaupten will, muß die Zeit neu ordnen. «Es ist, als beginne mit ihr die Zeit», wie Elias Canetti sagt. 1722 erließ Peter ein Thronfolgegesetz im Geist solch radikalen Neuanfangs, das zum Ausdruck brachte, worin für ihn die Essenz der Alleinherrschaft lag. Das Senioratsprinzip, das dem jeweils ältesten Nachkommen die Thronfolge zugestand, hielt Peter für einen «schlechten Brauch», weil dieser zwar den ältesten Erben begünstige, aber nutzlos sein könne. Es müsse immer ins Belieben des Herrschers gestellt sein, seinen Nachfolger selbst zu bestim-

men und einem Kronprinzen, der sich nicht bewährt habe, die einmal gewährte Gunst auch wieder zu entziehen. Am Ende verfügte Peter, daß seine zweite Frau, Katharina, die von niederer Geburt war, den Thron besteigen sollte. Peter verstieß nicht nur gegen die Tradition, sondern auch gegen den religiösen Brauch, als er befahl, eine Frau mit den Insignien der Selbstherrschaft auszustatten.<sup>34</sup> Er brachte das Herrschaftsgefüge aus dem Gleichgewicht, weil sich von nun an die mächtigen und einflußreichen Familien am Hof in Stellung brachten, in der Hoffnung, einer der Ihren könne sich durch Heirat mit dem Herrscher verbinden. Das 18. Jahrhundert war deshalb eine Ära der Favoriten und Palastrevolten, bis Paul I. (1796–1801) der Unsicherheit durch Einführung der Primogenitur im Jahr 1799 ein Ende bereitete.<sup>35</sup>

Zur europäischen Verwaltung, glaubte Peter, gehörten auch der Geist und der Lebensstil Europas, Musik, Tanz, Malerei und Architektur, die Grandezza Versailles. Der Zar stampfte eine neue Hauptstadt europäischen Typs, Sankt Petersburg, aus dem sumpfigen Boden und ließ von dänischen, italienischen und französischen Architekten Paläste und Sommerresidenzen errichten, in denen die Autokratie ein neues Zuhause finden sollte. Im Jahr 1703, nach der Eroberung der schwedischen Festung Nyenschanz am Ufer der Newa, begannen die Bauarbeiten. Bis 1718 ließ der Zar jährlich 40 000 Menschen ausheben und auf die Baustellen schaffen. Als sich herausstellte, daß der Vorrat an Holz und Steinen zur Neige ging, erließ Peter die Anordnung, daß bei Androhung schwerer Strafen kein einziges Haus aus Stein in Rußland errichtet werden dürfe, solange die Bauarbeiten in der neuen Hauptstadt noch nicht beendet seien. Nach und nach ließ er die Stadt, die den Namen seines Schutzpatrons, Simon Petrus, trug, von den Architekten Dominico Trezzini und Jean Baptiste Leblond nach europäischem Vorbild einrichten. Trezzini legte die Stadt nach einem gradlinigen Muster an, streng geometrisch, die Straßenführung sollte die Natur ordnen, zerschneiden, ihr den menschlichen Gestaltungswillen aufzwingen. Die Peter-und-Paul-Festung, die Admiralität und der Sommerpalast waren die ersten Wahrzeichen einer Stadt, deren Straßen in den ersten Jahren ihrer Existenz noch von armseligen Holzhäusern und Hütten gesäumt wurden. Kanäle durchzogen die neue Hauptstadt, den Grachten von Amsterdam gleich, geometrische Linien, breite Straßen und italienische Fassaden, die erst von Peters Nachfolgerinnen auf dem Thron ge-

schaffen wurden, gaben dem Ort der Macht ein unbekanntes Aussehen. Die hellblaue Farbe, mit denen die Häuser angestrichen wurden, die Laternen, die den oberen Newski-Prospekt erleuchteten, die Säulen, Statuen, Springbrunnen und Gartenpavillons, der Palast von Peterhof, der die Pracht Versailles in den Schatten stellen sollte, wirkten seltsam fremd in der nördlichen, lebensfeindlichen Sumpflandschaft. Wie eine liebliche Palme, die aus dem sonnigen Süden in ein Gewächshaus im dunklen, kargen Norden versetzt worden war.<sup>36</sup>

Es gibt Städte, die sich spontan entwickeln, ihre krummen Straßen wachsen auseinander heraus, wie Äste aus einem Baum. Petersburg aber wurde auf unterworfenem Grund erbaut, die Landschaft mit Boulevards und steinernen Monumenten der Macht durchschlagen. Die breiten Boulevards und geometrisch angelegten Kanäle und Gärten, Paläste und Straßenfluchten sollten das Lebensgefühl von Menschen verändern, sie dazu bringen, sich auf zivilisierte, europäische Weise im öffentlichen Raum zu bewegen. So gesehen, war die Architektur eine Technik sozialer Disziplinierung, die Verwirklichung des Traums von einer schönen, geordneten, neuen Welt, in der es vernünftig und europäisch zugging. Petersburg war eine Repräsentation der Allmacht, ein Ausdruck menschlicher Hybris.<sup>37</sup> Und so hat Peter sein Werk, dessen Ausführung er selbst beaufsichtigte, auch gesehen: als Ausdruck autokratischen Machtwillens, der aus Europa nicht nur die letzten Errungenschaften übernahm, sondern sie an seiner Peripherie zur Vollendung brachte. Vor allem sollten sich die Untertanen die eine Wahrheit einprägen: Es gab nichts auf der Welt, was nicht vermessen, trockengelegt und bezwungen werden konnte. Wozu sonst ließ Peter seine Hauptstadt in ein sumpfiges, wüstes Niemandsland verlegen, an einem Platz errichten, auf dem die schwedischen Herrscher zwar militärische Festungen errichtet hatten, der ihnen aber nicht als lebenswert erschienen war? Wohl auch aus pragmatischen Gründen, aber vor allem, weil die Autokratie sich als eine Kraft verstand, die Berge versetzen und vollkommen Neues aus dem Nichts erschaffen konnte.

Die Paläste strahlten um so heller, je größer die Widrigkeiten waren, die zu ihrer Errichtung überwunden werden mußten. Jahr für Jahr wurden Zehntausende Zwangsarbeiter – Leibeigene, Kriegsgefangene und Kriminelle – an die Newa geschickt, um unter Aufsicht ausländischer Baumeister Sümpfe trockenulegen, Straßen und Häuser zu bauen. Alle Ressourcen wurden in den Dienst der Staatsgewalt gestellt, ganz gleich,

welche menschlichen Opfer dafür erbracht werden mußten. Kljutschewski formulierte in seiner Geschichte des Zarenreichs das Urteil, beim Bau Sankt Petersburgs seien ebenso viele Menschen ums Leben gekommen wie in den blutigsten Kriegen der menschlichen Geschichte. Die Stadt sei für das Volk zu einem großen Friedhof geworden. Friedrich Christian Weber, ein Gesandter aus dem Haus Hannover, schrieb in einem Buch über die Errichtung der Stadt, das 1721 in Frankfurt erschien, daß allein beim Bau der Festungen 100 000 Menschen umgekommen, an Hunger, Kälte und Seuchen zugrunde gegangen seien.<sup>38</sup>

Niemand weiß genau, wie viele Menschen Peters Kraftanstrengung tatsächlich zum Opfer fielen, aber schon den Zeitgenossen fiel auf, daß hier etwas geschah, was aus dem Rahmen dessen fiel, was Menschen bis dahin für möglich gehalten hatten. «Eine Hauptstadt auf erkämpfter Erde», schrieb einst der Historiker Nikolai Anziferow, «verweist auch auf die Möglichkeit eines stürmischen Bruches mit der Vergangenheit, zeugt von ihrer revolutionären Abstammung, von der Erneuerung alter Bräuche, da es unumgänglich ist, daß hier eine Fülle von Frischem hereinfließt, bisweilen der belebende, bisweilen aber auch der tote Wind aus weiten Fernen. Die Gesamtansicht der Stadt zeugt auch von den Schwierigkeiten ihrer Geburt, von dem Schweiß und Blut, die es gekostet hat, sie ins Leben zu rufen, und gleichzeitig von dem despotischen Charakter des Staates, der sie geschaffen hat, von der Versklavung des Volkes, das sein Leben gehorsam für die Grundsteinlegung einer Stadt hergab, der es feindlich gesonnen war ... Man wird kaum eine andere Stadt auf der Welt finden, deren Geburt mehr Opfer gefordert hätte als das Palmyra des Nordens. Petersburg ist wahrhaftig eine Stadt auf Menschengenossen. Der Nebel und der Sumpf, aus denen die Stadt entstand, zeugen von der ägyptischen Arbeit, die nötig war, um hier, auf dem unsicheren Boden, wie aus Nebeln gewoben, ein solches «Paradies» zu erschaffen. Hier berichtet alles von dem großen Kampf mit der Natur. Hier geschieht alles «den Elementen zum Trotz». In dieser Natur ist nichts beständig, klar umrissen, stolz, nichts weist in den Himmel, alles ist geduckt und scheint demütig darauf zu warten, daß die Wasser die traurige Gegend überfluten werden. Und die Stadt wird als Antithese zu der sie umgebenden Natur geschaffen, als Herausforderung an sie. Wenn sich auch unter ihren Plätzen, Straßen und Kanälen «das Chaos regt», so besteht sie selbst ganz aus ruhigen, geraden Linien, aus festem, beständigem Stein, sie ist exakt,

streng und herrschaftlich mit ihren goldenen Spitzen, die ruhig gen Himmel ragen.»<sup>39</sup> Und dennoch, so Anziferow, habe der «tragische Imperialismus» Petersburg ein Gesicht, eine Seele gegeben: als Stadt der Eroberung, Unterwerfung, des Kampfes. Die Stadt Peters sei ein Organismus mit einer Seele, die das an «Tragik reiche Leben» in sich trage.<sup>40</sup>

Der Historiker Nikolai Karamsin beschrieb die neue Hauptstadt am Ende des 18. Jahrhunderts als einen Ort, der mit «Tränen und Leichen» errichtet worden sei, und auch in Nikolai Gogols «Petersburger Skizzen» lassen sich verächtliche Bemerkungen über Peters Schöpfung finden, einen leeren Ort ohne Tradition und Geist: «In der Tat, wohin hat es die russische Hauptstadt verschlagen – ans Ende der Welt! Ein merkwürdiges Volk, die Russen: Sie hatten ihre Hauptstadt in Kiew, doch da ist es zu warm, da gibt es zu wenig Kälte; sie zog um, die russische Hauptstadt, nach Moskau – nein, auch da gibt es zu wenig Kälte. So sei's mit Gott denn Petersburg. Ein tolles Stück vollbringt die russische Hauptstadt, wenn sie sich in der Nachbarschaft des Nordpols niederläßt.»<sup>41</sup> Bis zum Ende des Zarenreichs schieden sich die Geister, rieben sich die intelligentesten Köpfe an der Existenz Sankt Petersburgs. Fjodor Dostojewski beschrieb die Schöpfung Peters des Großen später einmal als die «abstrakteste und auedachtteste Stadt der ganzen Welt», die nichts als Absicht gewesen, nicht als Lebensort zur Geburt gekommen sei. Es sei ein Unglück, in ihr leben zu müssen.<sup>42</sup> Das war auch der Grund für den Groll, den die Kritiker der Autokratie später einmal gegen die neue Hauptstadt hegen würden. Als «sinnlose Erfindung», gesichtslose Beamtenstadt, Offizierskanzlei und Terrain für Kasernen ist die Stadt Peters des Großen beschrieben worden. Was immer sie auch sein wollte, sie konnte sich vom Stigma des Fremden, des Anmaßenden und Geschichtslosen nicht befreien. Die Stadt als Erzieher. Wo und wann hatte es das jemals gegeben?<sup>43</sup>

Wer nun sollte die Stadt am Ufer der Ostsee bewohnen, wer dort arbeiten? Auch auf diese Frage fand Peter sogleich eine Antwort, die seinem Regierungsstil entsprach. Er befahl, nicht nur Beamte und Offiziere, sondern auch Kaufleute, Handwerker und Geistliche aus dem ganzen Reich nach Bedarf in die Hauptstadt zu deportieren und dort anzusiedeln. In den ersten Jahren wurden die Grenzen Petersburgs vom Militär bewacht, damit sich die neuen Bürger ihrem Dienst an der Stadt und ihrer Herrschaft nicht durch Flucht wieder entzogen. Niemand durfte sich ohne Erlaubnis der Behörden aus der Stadt entfernen, jeder Untertan

mußte seinen Dienst am Staat pflichtschuldig verrichten. Es mag paradox klingen, aber die europäischste aller russischen Städte war ein Werk despotischer Gestaltungskraft, sie war ein Ort, der nicht von Bürgern, sondern von Dienstleuten bewohnt wurde, die sich lieber in anderen, weniger rauhen Gefilden niedergelassen hätten. Aber eines war Petersburg ganz gewiß: eine Stadt, in der Ausländer und Fremde nicht mehr an den Rändern leben mußten, wie in Moskau, sondern inmitten von Russen und orthodoxen Christen. Die neue Hauptstadt war von Anbeginn nicht nur eine architektonische Repräsentation Europas, sondern das Zuhause von Deutschen, Holländern, Engländern und Russen, von Orthodoxen, Katholiken und Protestanten, deren Kirchen im Zentrum Petersburgs nebeneinander standen, als Ausdruck einer religiösen Toleranz, die sich als Dienst am Staat verstand.<sup>44</sup>

Im Jahr 1721 schaffte der Zar das Patriarchat der orthodoxen Kirche ab und ersetzte es durch ein Kirchenministerium, den «Heiligsten Regierenden Synod». Als Vorbild dienten ihm die lutherischen Landeskirchen in Norddeutschland, die mit der weltlichen Herrschaft eng verbunden waren. Seither war auch die orthodoxe Kirche nur noch Anhängsel und Legitimationsinstanz des autokratischen Staates.<sup>45</sup> Peter unterwarf die Klöster strenger Kontrolle, beschnitt die Privilegien der Mönche, ließ Glocken von den Türmen nehmen und einschmelzen, um aus ihnen Kanonenkugeln zu machen. Christen, die an den alten Bräuchen festhalten wollten, sich der Reform des orthodoxen Ritus widersetzen, die Patriarch Nikon im Jahr 1652 verfügt hatte, trieb Peter in den passiven Widerstand. Zwar ließ er die Anhänger des alten Glaubens nicht länger als Ketzer verfolgen, weil ihn religiöse Fragen nicht interessierten. Aber er zwang sie, sich als Abweichler (*raskolniki*) zu bekennen und registrieren zu lassen und sich jeglichen Widerstandes gegen die Staatsgewalt zu enthalten.

Die öffentliche Stigmatisierung war immer noch besser als Verfolgung, Folter und Tod, mögen die Altgläubigen gedacht haben. Und dennoch waren sie die letzte Bastion des alten Rußland. Die Altgläubigen richteten sich nun in der inneren Emigration ein, blieben auf Distanz zum Unterwerfungsstaat, lehnten seine Kleiderordnung, seine weltlichen Repräsentationen und Bekenntnisse ab. Peter I. hielten sie für den Antichristen, das bartlose Rußland für einen gottverlassenen Ort. Noch im 19. Jahrhundert trugen Altgläubige Bärte und Kleider, die an die Frühzeit russischer Staatlichkeit erinnerten.<sup>46</sup> Für sie war Rußland ein Land ortho-

doxer Christen, Religion und Lebensweise nicht voneinander zu trennen. Peter aber bewunderte Niederländer, Engländer und andere Protestanten, er rief Ausländer nach Rußland, die er mit Privilegien ausstattete und in den Adelsstand erhob, damit sie seinem Regime zu militärischem Ruhm und Weltgeltung verhalfen. Selbst die Akademie der Wissenschaften, die 1725 ins Leben gerufen wurde, war eine Veranstaltung von Ausländern, in der Deutsche, Franzosen und Schweizer allenfalls Deutsche unterwiesen, aber keine Russen. Noch unter Zarin Anna (1730–1740), der Nichte Peters, herrschte am Hof und in der Regierung das Regiment deutsch-baltischer Adliger, die mit den moskowitzischen Sitten nicht nur nicht vertraut waren, sondern sie ostentativ mißachteten. Rußlands Europäisierung war auch ein Akt der Selbstdiskriminierung, der Selbstabrichtung, die ihresgleichen suchte. Eine Elite, die sich dem Erziehungsfuror des Herrschers beugte und sich selbst neu erfand!<sup>47</sup>

Auch die Zeitrechnung wurde nun dem Regiment des Selbstherrschers unterworfen. Am 1. Januar 1700 trat ein Gesetz in Kraft, das den julianischen Kalender auch in Rußland einführt. Seither begann das Jahr am 1. Januar und nicht, wie in der Vergangenheit, nach dem byzantinischen Kalender, am 1. September. Der Anfang der Zeitrechnung war jetzt nicht mehr das Jahr, als Gott die Erde schuf (Anno Mundi), sondern die Geburt Jesu (Anno Domini). Nun mußten sich die Untertanen mit dem Gedanken abfinden, daß das neue Jahr nicht am 1. September 7209, sondern am 1. Januar 1700 begonnen hatte. Wie stets gab der Herrscher ihnen keine Gelegenheit, Widerspruch vorzubringen. Peters Wort war auch in diesem Fall Gesetz.<sup>48</sup>

Noch bevor seine Reformen Rußlands Antlitz veränderten, gab der Zar seinen Untertanen ein Beispiel für Entschlossenheit und Rücksichtslosigkeit. Er selbst erschien nur noch rasiert und in westlicher Kleidung in der Öffentlichkeit, er schockierte die Kirchenobrigkeit, indem er während der Fastenzeit Fleisch aß und die religiösen Vorschriften mißachtete. Zur neuen, aufgeklärten, europäischen Elite konnte sich nur zählen, wer den Kaftan von sich warf und rasiert vor den Herrscher trat. Als Peter 1698 von seiner ersten Reise ins europäische Ausland zurückkehrte, griff er sogleich zu drastischen Maßnahmen, um aus Russen auch optisch Europäer zu machen. Peter befahl, den Widerspenstigen die Bärte abzuschneiden, und zwang sie, europäische Kleidung anzulegen, Tanz und Konversation zu üben. Schon 1702 erließ der Zar einen Ukas, der allen

Herstellern und Trägern russischer Kleidung mit Körperstrafen drohte. Eine Dekade später, im Jahr 1714, verfügte er, daß Adlige, die über keinen Schulabschluß verfügten, auch nicht heiraten dürften, 1717 erschien ein Handbuch, das Instruktionen des Herrschers enthielt, wie Adlige sich in der Öffentlichkeit auf europäische Art aufzuführen hatten. Niemand solle in Gegenwart anderer auf den Boden spucken oder sich mit den bloßen Fingern die Nase putzen, Spermaflecken, die sich auf der Kleidung zu erkennen gaben, waren durch Blätter zu bedecken. Am Tisch sollten die Edelleute mit Messer und Gabel essen, Servietten benutzen. Auf Peters *assemblées* übten sich die Petersburger Aristokraten im Kartenspiel und zivilisierter Konversation. Orchester spielten Stücke von Purcell und Monteverdi, die Höflinge erschienen in eleganten Uniformen im Palast und tanzten Menuett.

Peter selbst war keineswegs ein vornehmer Repräsentant höfischer Kultur. Eher verstand er sich als Zuchtmeister und Erzieher seiner Gefolgsleute. Wer es bei Hofe im neuen Stil nicht zur Höchstleistung brachte, bekam nicht nur den Unwillen, sondern bisweilen auch die Peitsche oder die Fäuste des Herrschers zu spüren. Er selbst verabreichte auch am Hof Ohrfeigen und Stockschläge, umgab sich mit Kleinwüchsigen und Raufbrüdern, veranstaltete «Saufsynoden», trat in karnevalesken Aufführungen selbst in Erscheinung, um der Welt ein Beispiel für die Souveränität des russischen Herrschers zu geben. Peter war nicht nur der Schöpfer der neuen Welt, er war auch der Schöpfer seiner selbst. Gerüchte verbreiteten sich, er sei in Wahrheit gar nicht der Sohn Zar Alexeis, sondern ein Deutscher oder Schwede, der den Thron usurpiert habe. Der Titel des Imperators sei eine Erfindung des «satanischen Papstes», die Einführung von Pässen das Werk des «Antichristen» und der Doppeladler, das Emblem des Herrscherhauses, ein Abbild des Teufels. Selbst die Stigmatisierung von Deserteuren, denen man ein Kreuz auf die linke Hand brannte, galt in den Augen der Altgläubigen als Zeichen des Antichristen. Peter hatte nicht nur ein Werk vollbracht, das Rußland vom Fuß auf den Kopf stellte. Er trennte das alte vom neuen Rußland, Bauern und Geistliche von den Eliten, und er verbannte das moskowitsche Erbe hinter Klostermauern. Widerspruch und konservativer Beharrungswille fanden jetzt nur noch in einer Kultur der Innerlichkeit ein Zuhause.<sup>49</sup>

Widerspruch und Widerstand brach der Zar mit brutaler Gewalt. Im Sommer 1698 – Peter weilte im europäischen Ausland – erhoben sich die

Strelizen-Regimenter gegen den Zaren, weil die Soldaten, die in der alten Leibgarde dienten, fürchteten, durch Peters Militärreformen und die Anwerbung von ausländischen Offizieren um ihre Bedeutung und ihren Einfluß gebracht zu werden, und weil sie europäische Kultur und Lebensstil ablehnten. Peter verhängte nach seiner Rückkehr ein furchtbares Strafgericht über die Aufrührer. Mehr als 1000 Strelizen wurden in Moskau hingerichtet, ihre Leichen öffentlich ausgestellt, Verwandte und Freunde der Rebellen ausgepeitscht und nach Sibirien deportiert. Peter zwang Angehörige aus dem Bojarenstand, sich an den Hinrichtungen zu beteiligen, und auch er selbst schwang das Beil des Henkers. Altgläubige und Anhänger des alten Rußland, all jene, die sich den Neuerungen verweigerten, bekamen bald die Wut des Bekehrten zu spüren, der Widerspruch gegen das, was ihm als unausweichlich erschien, sogleich erstickte. Wer sich dem Erziehungsregime widersetzte, spielte mit Leben und Freiheit, begab sich aber in jedem Fall in die Isolation. Es war gewiß kein Zufall, daß Peter die Bestrafung der Strelizen mit der Aufforderung verband, den Adligen die Bärte zu scheren und ihnen europäische Kleidung anzulegen.<sup>50</sup>

Peter schlug eine blutende Wunde in das russische Leben, die bis zum Ende der Autokratie im Februar 1917 nicht verheilen sollte. Der Philosoph Pjotr Tschaadajew brachte im Jahr 1837 auf drastische Begriffe, worin für ihn das petrinische Erbe bestand. Immer schon hätten die russischen Herrscher das Volk an die Hand genommen, es hinter sich hergezogen und erzogen, ohne je einen Gedanken daran zu verschwenden, was es denn selbst hätte begehren können. Selbst in der eigenen Geschichte seien Russen von Ausländern unterwiesen worden. «Er schuf einen Abgrund zwischen unserer Vergangenheit und unserer Gegenwart, und er warf ohne Unterschied all unsere Traditionen dort hinein. Er selbst ging in die Länder des Westens, und er war dort der Allgeringste, und zu uns kam er zurück als der Allergrößte. Er verbeugte sich vor dem Westen und erhob sich zu unserem Herrn und Gesetzgeber.»<sup>51</sup> Peter war Europas erster Revolutionär, der das alte Rußland mit dem Eifer des Bekehrten heimsuchte, die neuen Sitten mit den alten Methoden zur Welt bringen wollte. Er habe, schrieb der Marquis de Custine, die Herausforderungen aufgeklärter Herrschaft auf seine Weise bewältigt: nämlich «die administrativen Fortschritte der europäischen Nationen zu benutzen, um sechzig Millionen Menschen auf orientalische Art zu regieren.»<sup>52</sup>

Eine Aufklärung aber, die mit der Knute in das Leben geprügelte wurde, errichtete allenfalls Fassaden, hinter denen sich nichts verbarg, was das Urteil gerechtfertigt hätte, in Rußlands Schlössern sei nun auch der europäische Geist zu Hause. So war es noch Jahre nach Peters Tod. Zarin Anna ließ im Winter 1739/40 einen Eispalast auf der gefrorenen Newa errichten und ihn mit «Möbeln» aus Eis ausstatten. Er diente nur dem einen Zweck, einen Höfling und Hofnarren zur Belustigung der adligen Gesellschaft öffentlich auszustellen und zu demütigen. Anna zwang den Unglücklichen, eine alte und häßliche Kalmückin zu «heiraten» und mit ihr, vollkommen nackt, die «Hochzeitsnacht» im Eispalast zu verbringen. Auf Schlitten eilten die Repräsentanten der Hofgesellschaft über das Eis herbei, um sich an diesem grotesken Schauspiel zu erfreuen. Rußlands Herrscher hielten am ungeschliffenen Humor, an der Ausstellung von Kleinwüchsigen und Narren noch fest, als sich die europäischen Höfe von solch burleskem Treiben längst abgewandt hatten.<sup>53</sup> Sie importierten Europas Ornamente, nicht aber seinen Geist. Als de Custine im Jahr 1839 in Sankt Petersburg vor Anker ging, sah er sich in Kälte und Trostlosigkeit geworfen. Alles, was er dort sah, erinnerte ihn an Fassaden, hinter denen sich nur die große Leere öffnete. Er spürte nichts als Furcht: vor der «despotischen Improvisation», der «nutzlosen Marine» und der Tyrannei, der jedermann unterworfen sei. «Sie erinnert mich an all das Unmenschliche in dem Herzen Peters I., des Typus aller russischen Souveräne, der alten und der neuen», so der Marquis, «und ich frage mich: Wohin komme ich? Was ist Rußland? Rußland ist ein Land, wo man das Großartigste um des geringfügigsten Resultates willen thun kann.»<sup>54</sup>

Peter war so sehr erfüllt von dem, was er sich selbst schuldig zu sein glaubte, daß er sich am Ende selbst für einen gottähnlichen Selbstherrscher hielt, für jemanden, der nur sich selbst gegenüber Rechenschaft abzulegen hatte.<sup>55</sup> Es habe vor ihm in Rußland überhaupt keine reifen Menschen gegeben, glaubte er. Er selbst habe sie erst zu solchen gemacht, indem er die schönsten Lebensentwürfe und Staatstechniken aus dem Westen zum Nutzen aller in seine Heimat verpflanzt habe. Rußland sah er, dem Philosophen Gottfried Wilhelm Leibniz gleich, als Tabula rasa, auf der alles möglich schien und auf dessen Grund alles vermieden werden könne, was sich in Europa nicht habe bewähren können. Seine Untertanen, so Leibniz, hätten weder schlechte noch gute, sondern überhaupt keine Begriffe von einer politischen Ordnung. Deshalb sei es ein leichtes

für den Herrscher, der auf nichts und niemanden Rücksicht nehmen müsse, sie zu belehren und eine Ordnung zu stiften, wie sie besser nicht sein könne. «Es scheint, es sey die Fügung Gottes», schrieb Leibniz im Jahr 1712 an den Zaren, «daß die Wissenschaft den Kreis der Erden umbwandern und nunmehr auch nach Scythien kommen solle, und daß E. M. diesfalls zum Werkzeug ersehen, da sie auf der einen Seite aus Europa, auff der anderen aus China das Beste nehmen und was beyde getan durch gute Anstalt verbessern können. Denn weil in dero Reich großen Theils noch alles die Studies betreffend neu und gleichsam in weiß Papier, so können unzehlich viel Fehler vermieden werden, die in Europa allmählig und unbemerkt eingerissen, und weiß man, daß ein Palast, der ganz von neuem aufgeföhret wird besser herauskommt, als wenn daran viele Secula über gebauet, gebessert, und auch viel geändert worden ... Ich halte den Himmel für mein Vaterland und alle wohlgesinnten Menschen für dessen Mitbürger und es ist mir lieber bey den Russen viel Gutes auszurichten, als bey den Teutschen oder anderen Europäern wenig.»<sup>56</sup> So haben sich Peter und seine Nachfolger zweifellos auch selbst gesehen: als Tatmenschen, die auf die Bedürfnisse und die Wünsche ihre Untertanen keine Rücksicht nehmen mußten, weil sie allein wußten und vollbrachten, was hier und jetzt an der Zeit war. Nicht nach Gesetzen, sondern allein durch den Willen des Herrschers sollte Rußland regiert werden.

Im Westen Europas mußte sich der Absolutismus gegen die Eigenmacht der Stände durchsetzen und seine Souveränität im Verweis auf Verträge legitimieren. Aber er brach nicht mit Tradition und Herkommen. Er war vielmehr eine Herrschaft, die an Konsens und Übereinkunft und an die Vorstellung gebunden war, daß Herrschaft auf Rechtsgrundlagen beruhte. Die alteuropäischen Häuser, vom Haus des Königs bis zum Haus des Bauern, wurden als Rechtseinheiten verstanden, die Stände als Korporationen, ohne deren Zustimmung kein Herrscher regieren konnte. Der Absolutismus rief nach Legitimation, er konnte seine Existenz nicht aus der Machtvollkommenheit des Herrschers, sondern nur über Gottes Gnade und den unausgesprochenen Gesellschafts- und Herrschaftsvertrag vor sich und den Untertanen rechtfertigen.<sup>57</sup> «Weder absolute noch willkürliche Gewalt noch eine Regierung ohne feste, stehende Gesetze», schrieb John Locke, «lassen sich mit den Zielen von Gesellschaft und Regierung vereinbaren, und die Menschen würden nicht auf die Freiheit des Naturzustandes verzichten und sich selbst Fesseln anlegen, wenn es nicht

darum ginge, ihr Leben, ihre Freiheiten und ihr Vermögen zu erhalten und auf Grund fester Regeln für Recht und Eigentum ihren Frieden und ihre Ruhe zu sichern.»<sup>58</sup> Im Westen Europas war die Entmachtung der Stände kein Synonym für die Allmacht der Herrscher. Der Absolutismus bezog seine Kraft vielmehr aus Durchgriffsmöglichkeiten, die sich aus der lokalen Gesellschaft erst hervorbrachten. So gesehen, war Souveränität stets begrenzt, Ergebnis von Zustimmung und Kompromiß.

Der Staat als Vermittler ständischer Interessen und Wahrer überkommener Rechte, als Garant jener Freiheit, die im alten Europa aus dem Bewußtsein schöpfte, stets Herr im eigenen Haus gewesen zu sein! In Rußland aber brachte der Staat erst hervor, was zur Vermittlung hätte kommen können. Peters Absolutismus war ein Erziehungs- und Abrichtungsregime, das aus dem Willen zur Veränderung Kraft schöpfte, sich über Tradition und Herkommen rücksichtslos hinwegsetzte. «Viele Erinnerungen an Peter sind überliefert. Aber was es vor ihm gab, das begann man zu vergessen», wie der Historiker Sergei Platonow in seinen 1899 erschienenen Vorlesungen über russische Geschichte schrieb. «Wenn Peter das Licht der Aufklärung nach Rußland brachte und ihm politische Kraft verlieh, dann gab es vorher, so dachte man, nur ›Dunkelheit und das Nichts‹. So ungefähr beschrieb der Kanzler Graf Golowkin die vorpetrinische Rus, als er Peter im Jahr 1721 den Titel des Imperators antrug. Er drückte sich sogar noch schärfer aus, indem er sagte, daß wir dank Peters Genie ›aus dem Nichtsein zum Sein geschaffen‹ wurden.»<sup>59</sup> Feofan Prokopowitsch glaubte, daß Rußland nichts weiter als ein Werk, ein Ebenbild des Zaren sei. Niemand schaue auf das einstmals barbarische Land noch herab, und die ganze Welt besinge den Schöpfer des modernen Staates, den Bezwinger und Erzieher, Peter den Großen.<sup>60</sup> Peter sei die Blume, die reifste Frucht Rußlands gewesen, schrieb auch der liberale Westler und Rechtsgelehrte Boris Tschitscherin 120 Jahre später über den Revolutionär auf dem Thron. In Rußland habe sich der Staat aus dem Nichts hervorbringen müssen, weil er sich auf keinerlei vermittelnde Gewalten, Stände oder Korporationen habe stützen können. Ohne Peters Genie hätte es keinen modernen Staat gegeben, und Rußland wäre ein barbarisches Land am Rand Europas geblieben. Ein Staat, der die Grundlagen, auf denen er sich entfalten konnte, aus sich selbst hervorbrachte – so habe Peter sich und sein Werk gesehen.<sup>61</sup> Pjotr Walujew, der unter Alexander II. als Innenminister diente, brachte dieses Verhältnis zwischen

dem russischen Herrscher und dem Staat einmal auf eine bestechende Formel: «Der Staat, das bin ich», sagte Ludwig XIV.; und bei uns: «Ich bin der Staat.»<sup>62</sup> Der eine war die Verkörperung des Staates, der andere der Staat selbst.

Die Zeit der Politik ist kurz, die Zeit der Kultur lang. Was man heute ins Werk setzt, kann morgen schon wieder vergessen sein, weil es sich im Leben nicht bewährt oder niemandem nützt. Das ist das Dilemma despotischer Herrschaft: Sie kann den Wandel nur zu ihren Bedingungen in die Welt bringen, weil es keine anderen Gewalten gibt, die aus eigenem Recht und Anspruch Neues und Beständiges schaffen könnten und wollten. Sie allein ist die Quelle allen Rechts und allen Wandels, eines solchen freilich, der sich von den Interessen des Herrschers, nicht vom Wohl der Untertanen leiten läßt. Je umfassender die Ansprüche, die despotische Herrschaft in die Welt hinausruft, desto größer die Rücksichtslosigkeit, mit der sie sich Respekt zu verschaffen versucht. Die Despotie ist wurzellos, sie verachtet den Kompromiß, auf Ansprüche der Untertanen muß sie keine Rücksicht nehmen. Sie kann jederzeit aus dem Nichts hervorbringen, was ihr gefällt. Unter solchen Umständen lösen sich die Institutionen, die den Willen des Herrschers in jeden Lebenswinkel tragen sollen, von den Wünschen und Bedürfnissen der Beherrschten. Der Herrscher regiert nicht durch das Gesetz, er schafft das Recht. Man solle den Gebrauch des Wortes «Gesellschaft» untersagen und den Begriff des «Vaterlandes» durch den des «Staates» ersetzen, verkündete Zar Paul I. in einer Instruktion aus dem Jahre 1797. Wer brauchte schon Bürger, wenn doch der Staat alles aus sich selbst hervorbrachte?

Die Idee des Gesellschaftsvertrages hätte in Rußland niemand verstanden. Seit Peter I. Rußlands Fenster nach Westen geöffnet hatte, war der Gedanke in der Welt, die Autokratie sei eine fremde, erzieherische Macht, beherrscht und beseelt von dem Gedanken, Rußland zu zivilisieren und zu disziplinieren. So blieb vieles von dem, was Peter in seine Heimat verpflanzen wollte, unfertig, wie Platonow schrieb. Er habe die Geister der unwissenden «Barbaren» nicht erhellt, sondern sie mit europäischen Kleidern ausgestattet.<sup>63</sup> «Er wollte von vornherein Engländer und Deutsche bilden», schrieb Rousseau über den Zaren, «statt damit zu beginnen, Russen zu schaffen; er hat seine Untertanen daran gehindert, jemals das zu werden, was sie hätten werden können, indem er ihnen einredete, sie seien, was sie nicht sind.»<sup>64</sup> So sah es 150 Jahre später auch Graf

Dmitri Tolstoi, der Innenminister Alexanders III., der einem britischen Journalisten erklären wollte, was Peters Erbe in Rußland angerichtet habe. Peter habe fremde Sitten in Rußland eingeführt, aber nicht ihren Geist. Er habe neue Kleider schneiden und Bärte abrasieren lassen. «Aber die Menschen blieben dieselben, die sie vorher gewesen waren, was die Geschichte, die vor allem ein Resultat von Abstammung, Klima und Boden ist, aus ihnen gemacht hatte.»<sup>65</sup>

Reformen, die nicht im Gewand des Bekannten, Vertrauten und Gewohnten zur Welt kommen, sondern nichts anderem als dem Willen zur Macht gehorchen, mögen zwar mit leichter Hand ausformuliert werden. Aber lassen sie sich auch durchsetzen? Rußlands Herrscher verfügten, welches ihrer Worte Gesetz werden sollte. Über die Resonanz ihrer Befehle aber hatten sie keine Verfügung. Man kann Recht setzen, aber man muß es auch durchsetzen und bewahren können. Und das war das eigentliche Dilemma der Autokratie: daß sie nach Belieben entschied, aber die Welt nicht nach Belieben verändern konnte. Ihr Recht hatte keinen Vertragscharakter, es schöpfte nicht aus Konsens und Tradition.<sup>66</sup> Es gab weder Institutionen, die Wünschbares in Mögliches hätten transformieren, noch Traditionen, die dem Wandel eine vertraute Form hätten geben können. Veränderungen, die nicht als Verbesserung empfunden werden und sich an Bedürfnissen vorbeientwickeln, schlagen im Leben keine Wurzeln. Peter war ein Zerstörer und ein Neuerer, dessen Zuhause das offene Feld war. Von der Gebundenheit der menschlichen Existenz hatte er keinen Begriff. Deshalb konnte der Marquis de Custine über die Autokratie mit Recht sagen, sie sei eine Tyrannei, eine «permanente Revolution», die den Ausnahmezustand nicht überwinden, sondern immer wieder selbst in Gang setzen wolle. Sie schöpfe das Recht, aber sie wolle sich von ihm nicht binden lassen. Die Kunst des Regierens sei hier nichts anderes als die Hoheit über den Ausnahmezustand, an dessen Selbstinszenierung sich die Herrschaft ihrer Souveränität selbst gewiß werden könne.<sup>67</sup>

Keine machtvolle Inszenierung konnte darüber hinwegtäuschen, daß die Autokratie eine fragile Form der Herrschaft war, die auf Versprechungen und Belohnungen, auf Drohungen und Strafen beruhte und auf der Furcht des Adels vor den Bauern. «Ganz Rußland besteht aus einer aufeinandergetürmten Leere», hat Wassili Rosanow einmal über das Wesen des russischen Staates gesagt. Leer sei auch die Gesellschaft: «Eine Wüste, ein Luftgebilde.»<sup>68</sup> Alles wird nur von der Gewalt zusammenge-

halten, so lange, bis jemand kommt, und nur noch stoßen muß, damit das Kartenhaus zusammenfällt. Darin liegt die Tragik autokratischer Regime: daß sie ihre Lebenskraft aus dem Nimbus der Allmacht schöpfen müssen, weil es sonst nichts gibt, worauf sie vertrauen könnten.

Die Stärke der Tyrannei ist zugleich ihre größte Schwäche. Sie ist leicht verwundbar, weil sie sich auf nichts anderes berufen kann als auf ihren Willen, sich gegen Widerstreben auch durchzusetzen. Der Zar konnte mit seinen Untertanen zwar verfahren, wie es ihm gefiel. Aber er konnte sich nicht auf vermittelnde Instanzen, auf Stände und Traditionen verlassen. Seine Anordnungen wären folgenlos geblieben, wenn sie sich nicht mit der Erzeugung von Furcht verbunden hätten. Solche Herrschaft ist jederzeit in Gefahr, aus dem Gleichgewicht zu geraten, wenngleich Verschwörer und Intriganten auch mit ihrem Leben spielen, wenn sie sich gegen die Macht verbünden und sich aus der Deckung hinauswagen. Die größte Gefahr droht dem Herrscher in seiner Umgebung, in der Nähe jener, die seinen Willen an seiner Statt durchsetzen sollen. Eine Palastrevolte kann das ganze Gebäude der Herrschaft unversehens zum Einsturz bringen. Die Verschwörer wissen, daß der Palast das Herz der Macht ist, aber sie wissen auch, daß sie nichts gewinnen, wenn sie sich nur des Herrschers entledigten, selbst aber nicht nach der Macht griffen. Sie nutzen die Nähe zur Macht, der Herrscher die Angst, die er in ihnen wachhalten kann, solange sie sich vor den Konsequenzen des Verrats noch fürchten. Der Herrscher hat gute Gründe, die Seinen mehr zu fürchten als das Volk, das er gar nicht kennt und auf das er sich im Ernstfall auch nicht berufen könnte. Peter III. (1762) und Paul I. (1796–1801) wurden von Soldaten der Garde getötet, und auch Nikolai I. (1825–1855) mußte um den Thron fürchten, als sich höhere Offiziere gegen ihn verschworen. Aber auch die Verschwörer konnten auf die Autokratie nicht verzichten, denn fiele sie, wären sie den Bauern im Ernstfall hilflos ausgeliefert. Wer den Herrscher nur aus dem Weg schaffte, ohne einen Gedanken darauf zu verschwenden, wer an seine Stelle treten könnte, öffnete der uferlosen Gewalt Tür und Tor, so wie es im Februar 1917 geschehen sollte.<sup>69</sup>

---

Mehr Informationen zu [diesem](#) und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: [www.chbeck.de](http://www.chbeck.de)